Aus dem Notizbuch
eines
Berliner Schutzmannes.

Bilder aus dem Leben der Reichshauptstadt

von

Adolph Schulze.

Leipzig.
Verlag von Carl Reißner.
1887.

Inhalt.

Vierundzwanzig Stunden auf der Polizeiwache.

Vierundzwanzig Stunden! Ein Augenblick für die jubelnde Lust, eine Ewigkeit für den, der in banger Erwartung die Sekunden zählt, und dazwischen liegt das Leben.

In unendlicher Mannigfaltigkeit sehen wir es mit jedem Augenblick sich neu gestalten und dennoch bleibt es in vielen Dingen stets dasselbe: es dreht sich einfach in dem magischen Kreise des Zifferblattes. Für den Schriftsteller der ein Bild aus dem Leben geben will, liegt daher der Gedanke nahe, sich ebenfalls an diesen Zauberkreis zu halten. Es ist ihm damit ein bequemer Rahmen gegeben, in dem er Wichtiges nicht so leicht übersehen wird. Wenn also der Leser nichts besseres zu thun weiß, so möchte ich ihn bitten, mir einmal auf die Wache eines Berliner Polizeireviers zu folgen. Es pflegt sich dort in den vierundzwanzig Stunden, welche der kleine Mahner im schwarzen Frack zum einmaligen Durchmessen des Symbols der Ewigkeit gebraucht, ein recht großes Stück Leben abzuspielen, über das sich vieles sagen und noch mehr denken läßt. Zunächst wolle man mir jedoch gestatten, für diejenigen Leser, welche mit den Berliner Verhältnissen nicht vertraut sind, einige Erläuterungen vorauszuschicken.

Die Reichshauptstadt ist bekanntlich in vierundsiebzig Polizeireviere eingetheilt, deren jedes von einem Polizeilieutenant geleitet wird. Außerdem befinden sich auf jedem Revier zwei bis drei Wachtmeister und durchschnittlich etwa zwanzig Schutzleute, von denen zwei den Dienst als Telegraphisten versehen, da sämmtliche Reviere, wie auch die Depots der Feuerwehr, telegraphisch mit einander verbunden sind. Für die Schutzleute ist ein dreitheiliger Dienstturnus eingerichtet und zwar dergestalt, daß das eine Drittel für vierundzwanzig Stunden frei ist. Die beiden andern Drittel versehen von sieben Uhr Morgens bis zehn Uhr Abends den Dienst gemeinschaftlich, während von zehn Uhr ab, bis zum nächsten Morgen nur das dritte Drittel, der sogenannte „Nachtdienst," in Funktion bleibt. Die Ablösung erfolgt Morgens um acht Uhr. Die beiden Telegraphisten dagegen haben je vierundzwanzigstündigen Dienst und lösen sich gegenseitig Mittags um ein Uhr ab. Der Dienst dieser Männer, die wir im Verlauf dieser Zeilen näher kennen lernen werden, ist in hohem Grade verantwortungsvoll, namentlich zur Nachtzeit, wo sie auch den Reviervorstand zu vertreten haben. Da der Telegraphist die Wache, beziehungsweise den Apparat, nicht für einen Augenblick ohne Vertretung*) verlassen darf und gewissermaßen als Leiter der Wache fungirt, so thun wir, um das Leben

*) Fast die Hälfte der uniformirten Schutzleute ist in der Bedienung des Morseapparates ausgebildet, sodaß sich stets Beumte auf der Wache befinden, welche im Nothfalle die Vertretung übernehmen können.

auf derselben kennen zu lernen, am besten, ihn bei seinen Dienstverrichtungen zu beobachten. Zunächst sehen wir uns die Wache selbst etwas näher an. Dieselbe besteht gewöhnlich aus zwei Zimmern, einem größeren, dem eigentlichen Wachtlokal und einem kleineren, welches zur vorläufigen Aufnahme etwaiger Arrestanten dient, bis sie mit dem grünen Wagen nach dem Molkenmarkt, der Polizei-Centralstelle, befördert werden. Die Ausstattung derselben ist die denkbar einfachste. Das Arrestanten-Zimmer enthält gewöhnlich nur eine Bank, auf der die Insassen Platz nehmen können, einen Holzschemel mit einem Waschnapf darauf und einen Eimer, letztere beiden — aus guten Gründen — von Zink. Etwas wohnlicher sieht es im Wachtzimmer selbst aus. Vorn am Fenster rechts steht der sauber gehaltene Apparat, darüber an der Wand hängt eine kleine Schwarzwälder Uhr, die täglich auf telegraphischem Wege nach der mit der Sternwarte in elektrischer Verbindung stehenden Hauptuhr auf der Central-Telegraphenstation regulirt wird. Unmittelbar neben dem Apparat, an der rechten Seitenwand steht ein Tisch und ein einfaches Feldbett für den Telegraphisten. Zwei eben solche Betten übereinander gestellt nehmen die entgegengesetzte Seite der Wand ein. Daneben befindet sich ein Kleiderriegel, für die Paletots, Helme und Säbel der auf der Wache anwesenden Beamten. An der dritten Wand bemerken wir sodann noch ein einfaches Holzspinde mit verschiedenen Fächern, in denen die Schutzleute Papiere, Bücher und dergleichen aufbewahren und gegenüber an der Fensterseite ein Schreib-

pult. Schließlich haben wir noch einen einfachen, weißgescheuerten Tisch, sowie einige Stühle zu erwähnen, und die eigentliche Ausstattung ist erschöpft. Doch dürfen wir einige Charakteristika nicht vergessen. Dahin gehört zunächst ein Damenbrett, welches fast auf keiner Wache fehlt, und auf dem es viele Schutzleute in Bezug auf Schlagfertigkeit zu einer bemerkenswerthen Virtuosität bringen. Ferner gewahren wir in einer Ecke eine Anzahl Stöcke, wie sie Handwerksburschen zu tragen pflegen und auf dem Bücherspinde eine mehr oder minder ansehnliche Batterie zum Teil noch gefüllter Schnapsflaschen. Diese letzteren Gegenstände sind sämmtlich sistirten Personen vor ihrer Einlieferung nach dem Molkenmarkt abgenommen, wobei ihnen gesagt wird, daß sie sich dieselben nach ihrer Freilassung wieder abholen können, was natürlich von vielen derselben mit oder ohne Absicht vergessen wird. Stöcke sowohl wie Flaschen sind ähnlich wie Medizinflaschen mit einem Zettel versehen, auf dem der Name des Eigenthümers und der Tag seiner Einlieferung verzeichnet stehen. Endlich kann man hin und wieder noch alle möglichen Gegenstände auf der Wache sehen, die entweder als gefunden eingeliefert oder Dieben und Einbrechern auf frischer That abgenommen sind und nun als corpora delicti dort aufbewahrt werden. Um ein Bild von der Mannigfaltigkeit dieser Gegenstände zu geben, könnte man erwähnen, daß höchstens glühendes Eisen und Mühlensteine davon ausgeschlossen sind, Schleifsteine schon nicht mehr.

Solchergestalt über die äußere Umgebung informirt,

können wir uns nunmehr dem Leben und Treiben auf der Wache zuwenden. Der Telegraphist hat soeben von seinem Vorgänger den Dienst übernommen. Er überzeugt sich zunächst, ob der Apparat aufgezogen ist, hierauf legt er Bleifeder und Depeschenjournal zurecht, um etwaige Depeschen sofort von der Rolle abschreiben zu können, und nachdem er dann auch noch die Schwarzwälder Uhr aufgezogen hat, zündet er sich in Erwartung der Dinge, die da kommen werden, die lange Pfeife an. An dem großen Tische sitzen zwei Beamte in Uniform und unterhalten sich über Familienangelegenheiten. Den Platz an dem kleinen Tische des Telegraphisten hat ein Herr in Zivil eingenommen. Er ist einer der auf dem Revier stationirten Kriminal-Schutzmänner, der sich aus dem Depeschen-Journal die Verzeichnisse der kürzlichst gestohlenen Sachen abschreibt, um demnächst bei den Trödlern und Pfandleihern des Reviers Nachforschungen nach denselben anzustellen. Nach einer Weile erhebt er sich, wechselt noch einige kollegialische Worte mit den andern Beamten und verläßt die Wache. Etwa eine Viertelstunde später vernimmt man schwere, stolpernde Schritte auf der Treppe

„Na stoßen Sie mir doch nicht!“ hört man eine rauhe Stimme sagen.

Der Telegraphist wendet sich etwas zur Seite und nimmt ein langgebrochenes, einfaches Heft zur Hand. Es ist die Kladde, in welche alle Sistirungen vorläufig notirt und von der sie dann später in das große Wachtbuch übertragen werden. Einige Augenblicke nachher öffnet sich die Thür und ein reduzirt aussehender Mensch

in offenbar angetrunkenem Zustande betritt das Zimmer, gefolgt von einem Schutzmann, der augenscheinlich seine Last mit dem Trunkenbold gehabt hat, denn sein Athem geht ziemlich rasch und sein Gesicht ist von der Anstrengung leicht geröthet.

Der Telegraphist hat sich bereits zum Schreiben zurecht gesetzt und richtet nur einen fragenden Blick auf den Beamten.

„Bettler,“ sagt dieser lakonisch und läßt sich am Tische nieder.

„Was sind Sie?“ wendet der Telegraphist sich nunmehr an den stieren Blickes dastehenden Bettler.

„Weber,“ lautet die Antwort.

„Wie heißen Sie?“

„Karl Wilhelm Schmidt.“

„Wohnung?“

„Is nich.“

Das wird notirt, ebenso Alter und Religion des Arrestanten, dann wendet sich der Telegraphist zu dem Schutzmann:

„Bei wem hat er angesprochen?“

„Adalbertstraße 27 bei Frau Kanzleisekretär Becker.“

„Ist es richtig, daß Sie da angesprochen haben?“ wendet er sich dann von neuem an den Trunkenen.

„Nee, ick habe bloß um Arbeit anjefragt,“ ist die Antwort.

„Ach machen Sie doch nicht so dumme Ausreden. Wie sollten Sie dazu kommen, bei einem Kanzleisekretär nach Arbeit zu fragen? Sie haben gebettelt, stimmt's?“

„Nu meintswegenooch,“ brummt Schmidt. Er weiß, daß damit das Verhör beendet ist und nunmehr der grüne Wagen*) seiner harrt.

Nachdem der Telegraphist seine Aufzeichnungen vollendet hat, erhebt er sich.

„Nehmen Sie heraus, was Sie bei sich haben!“ befiehlt er.

Schmidt weiß bereits Bescheid; mit seinen zitternden Trinkerhänden hat er die Taschen seiner zerlumpten Kleider durchwühlt und seine ganze Habe ans Licht gefördert. Der Bestand ist nicht groß: Ein wackeliges Taschenmesser, ein Kamm, ein Stückchen Seife, eine in ein Stück blaues Papier gesteckte Nähnadel mit etwas schwarzem Zwirn, ein Portemonaie mit einigen Kupfermünzen, ein Notizbuch und ein Militärpaß, die letzteren beiden durch das lange Tragen in der Tasche von Schmutz starrend.

„Nun, was haben Sie sonst noch bei sich? . . . heraus damit!“ ruft der Telegraphist.

„Ne, ne, Herr Wachmeester, weiter habe ick nischt, Sie können mir visentiren,“ betheuert Schmidt und beeilt sich, seinen Rock zu öffnen, ehe es noch von ihm verlangt wird.

Aber der Telegraphist läßt sich nicht irre machen, er läßt den Rock gänzlich außer Acht und tastet nur an den Beinkleidern entlang, wo seine Hand auch bald auf etwas Hartes stößt.

„Na, nun langen Sie sie nur heraus“, befiehlt er.

*) Ein grün angestrichener Zellenwagen zum Transport der Arrestanten.

Mit betrübtem Gesicht kommt Schmidt der Aufforderung nach und zieht unter fast kläglichem Stöhnen eine halb gefüllte Schnapsflasche aus dem Stiefel, die der Beamte an sich nimmt und bei Seite stellt.

„Ach, Herr Wachmeester lassen Sie mir doch wenigstens noch eenmal drinken,“ jammert Schmidt.

„Sie sind ja schon betrunken!“ ruft der Beamte streng.

„Machen Sie daß Sie dort hinein kommen und schlafen Sie Ihren Rausch aus,“ fährt er auf das Arrestantenzimmer deutend fort.

Brummend kommt Schmidt der Aufforderung nach, wirft sich in weiser Vorsicht der Länge nach auf den Fußboden, und bald verkündet lautes Schnarchen, daß er seinen Kummer über die konfiscirte Flasche einstweilen vergessen hat. Während der Telegraphist noch beschäftigt ist, die letztere mit dem bekannten Zettel zu versehen und die Einlieferungsanzeige zu schreiben, wird die Thür von neuem geöffnet und ein Schutzmann, mit einem etwa zwei- bis dreijährigen Knaben auf dem Arm, erscheint in derselben. Als der Kleine das fremde Zimmer mit den Beamten sieht, kommt ihm die Sache unheimlich vor; sein Gesichtchen, auf dem Thränen und sandige Fingerchen wahrhaft gräuliche Spuren zurückgelassen haben, verzieht sich von neuem zum Weinen.

„Ich will zu Mama!“ ruft er kläglich.

„Ja warte nur, Deine Mama kommt gleich, ich hole sie,“ tröstet der Beamte freundlich und setzt den kleinen Kerl auf die Bank. Gleichzeitig taucht er die

Hand in das Waschbecken, befeuchtet ihm das Gesicht und trocknet es mit dem Zipfel eines Handtuches.

„Siehst Du, erst müssen wir Dich doch ein bischen waschen,“ fährt er fort, „sonst kennt Dich ja Deine Mama gar nicht wieder, Du bist ja schwarz wie ein Neger.“

Inzwischen ist auch der Telegraphist mit seiner Arbeit fertig geworden.

„Wo haben Sie ihn denn gefunden?“ wendete er sich zu dem Beamten, der das Kind gebracht hat.

„Am Michaelkirchplatz,“ antwortete dieser und begiebt sich, nachdem er dem Kleinen den Kopf getätschelt und ihn noch mit einigen freundlichen Worten getröstet hat, wieder auf seinen Posten.

„Nun komm mal her, Du kleiner Mann,“ fährt der Telegraphist zu dem Kinde gewandt fort, „und erzähle mir mal, wie Du heißest?“

Der Kleine sieht ihn groß an, aber er antwortet nicht, er hat offenbar nicht recht verstanden.

„Nun, wie heißt Du?“ wiederholt der Beamte seine Frage.

„Tarl.“

„Wie denn noch?“

„Tarl!“ ertönt es nochmals mit großem Selbstbewußtsein.

„Wo wohnst Du denn?“

„Da!“ ruft Tarl, mit den Händchen durch das geöffnete Fenster in's Blaue zeigend.

„Was ist denn Dein Papa?“

Der Name „Papa“ erinnert den Kleinen wieder

an seine Mama, und sein Gesicht will sich von neuem zum Weinen verziehen.

„Na, nun sei nur gut“, ruft der Beamte beschwichtigend, „wir spielen auch zusammen. Siehst Du die hübschen Steine? Nun sieh einmal zu, ob Du nicht einen Thurm davon bauen kannst?“

Er reicht ihm die Steine des Damenbrettes, und mit großem Eifer macht „Tarl“ sich an's Werk, während einer der anderen Beamten ihm Handlangerdienste dabei leistet. Mama ist für eine ganze Weile vergessen.

Der Telegraphist macht indessen seine Notizen, und als nach Verlauf einer Stunde immer noch Niemand nach dem Kinde gefragt hat, giebt er folgende Depesche:

Revier 26 an Alle (d. h. alle Reviere): „Hier Karl, drei Jahre, Knöpfstiefel, Sammethose, Lederschürze, blauseidenes Halstuch.“

Wenn jetzt die Mutter auf irgend einem Revier nach ihrem Kinde fragt, so werden ihr die entsprechenden Depeschen vorgelesen, und es liegt auf der Hand, daß sie es nach dem vorstehenden Signalement unter hunderten erkennen wird.

Inzwischen rückt die Zeit langsam vor. Karlchens Mutter erscheint, um ihren Liebling abzuholen. Mit einem Jubelruf wirft der Kleine seine mühsam aufgebauten Thürme über den Haufen und eilt in ihre Arme Kaum hat sie sich unter vielen Danksagungen mit ihrem glücklich wiedergefundenen Herzblättchen entfernt, so erscheint in Thränen gebadet und mit halb aufgelöstem Haar eine andere junge Frau auf der Wache.

„Ach, Herr Wachtmeister!“ ruft sie mit erstickter Stimme, „ich möchte Sie bitten, ob nicht Jemand mit mir kommen wollte, mein Mann hat mich so fürchterlich geschlagen.“ Zur Bestätigung zeigt sie ihre Arme, die in der That an vielen Stellen blutrünstig und blau angelaufen sind.

Der Telegraphist begiebt sich schweigend in das nebenan gelegene Bureau, und gleich darauf erscheint der Reviervorstand auf der Wache.

„Wie heißt Ihr Mann und wo wohnen Sie?“ ist seine erste Frage.

Die Frau giebt schluchzend Namen und Wohnung an.

„Was haben Sie denn gehabt?“ fragt der Lieutenant weiter.

„Ach, Herr Lieutenant, mein Mann ist betrunken' und dann ist gar nicht mit ihm auszukommen.“

„Ja, aber da können wir Ihnen nicht helfen. Sie müssen eben sehen, wie sie mit ihm fertig werden, liebe Frau. Die Polizei hat kein Recht sich in eheliche Zwistigkeiten zu mischen“, versetzt der Lieutenant achselzuckend.

„Ach, ich dachte wenn einer von den Beamten mit mir käme, dann würde er vernünftig werden.“

„Im Gegentheil, er würde wahrscheinlich noch viel schlimmer toben.“

„Ja, aber was soll ich denn machen, Herr Lieutenant? Ich kann mir doch nicht Alles gefallen lassen!“ ruft die Frau, in leidenschaftlicher Erregung die Hände ringend.

„Wenn Sie sich beschweren wollen, so müssen Sie sich vom Arzt ein Attest über die Mißhandlung ausstellen lassen, und dann hierher kommen und einen Strafantrag stellen. Wenn ich Ihnen aber einen Rath geben soll, so suchen Sie in Güte mit Ihrem Manne auszukommen. Ein gutes Wort findet immer einen guten Ort.“

„Ach wenn ich es nur mit ihm allein zu thun hätte; seine eigene Mutter hetzt ihn ja noch auf gegen mich. Aber sie soll mir aus dem Hause; ich lasse nicht nach, und wenn er mich todt schlägt!“

„Ach, Sie haben eine Schwiegermutter,“ versetzt der Lieutenant gedehnt, und ein mitleidiger Ausdruck zeigt sich auf seinem Gesicht — „Dann kann ich Ihnen nur meinen Rath wiederholen,“ fährt er fort, „versuchen Sie es, in Sanftmuth und Güte mit Ihrem Manne und seiner Mutter auszukommen. Die Polizei hat kein Recht, sich in Ihre Familienangelegenheiten zu mischen, Sie müssen sich Ihrem Manne fügen, er ist der Herr im Hause.“

„Aber er hat doch kein Recht mich zu schlagen,“ antwortet die Frau, leidenschaftlich erregt.

„Auch das hat er, wenigstens bis zu einem gewissen Grade.“

Die Frau ist starr vor Ueberraschung und ihre Thränen versiegen plötzlich.

„Das . . . hat er! . . ,“ stottert sie verwirrt. „Steht denn das im Gesetz? . . .“

„Allerdings,“ versetzt der Lieutenant ernst. „Sie

sehen also, daß Sie am besten thun, wenn Sie nachgeben. Sie müssen sich mit vielen andern Leuten trösten, die noch weit unglücklicher sind als Sie; es hat eben jeder sein Päckchen zu tragen, einer muß sich in den andern schicken."

Die Frau ist immer noch wortlos; sie vermag die brutale Härte des Gesetzes nicht gleich zu fassen. Endlich entringt sich ein schwerer Seufzer ihrer Brust:

„Wenn es so ist," sagt sie niedergeschlagen, „dann muß ich schon sehen, daß ich mich darin finde . . ." Und mit schwerem Herzen verläßt sie die Wache, während der Beamte ihr gedankenvoll nachblickt. —

Langsam vergeht die Zeit. Regelmäßig alle zwei bis drei Stunden lösen die Schutzleute sich ab. Diejenigen, welche bisher auf Posten oder Patrouille waren, machen es sich bequem und strecken behaglich ihre müden Beine unter den Tisch, während die anderen ihre Gänge antreten. Der Telegraphist hat inzwischen ebenfalls fortwährend zu thun, denn in den Nachmittagsstunden pflegen gewöhnlich sehr viele Depeschen einzulaufen. Benutzen wir die Gelegenheit, ihm über die Schulter zu sehen, um zu erfahren, welcher Art die Nachrichten sind, die der Apparat unter geheimnißvollem Ticken ihm mittheilt. In dem Maße, wie der mit Strichen und Punkten des Morse'schen Alphabetes bedeckte Streifen sich aus dem kunstvollen Apparat hervorwindet, schreibt der Beamte den Wortlaut in das vor ihm liegende Depeschenjournal, so daß wir nur abzulesen brauchen:

„Dps. 9321, Revier 10 an Alle. Hier gestohlen:

Eine silberne Damenuhr mit Goldrand und Kette, ein brauner Winterüberzieher mit grauem Futter, ein schwarzseidener Regenschirm mit Elfenbeingriff; bitte Recherchen." „Dps. 9322, Revier 70 an Alle: Hier Handkorb mit Wäsche und Kleidungsstücken als vermuthlich gestohlen abgegeben; Eigenthümer herschicken." „Dps. 9323, Criminal-Commissar M. an Alle und Bahnhöfe: Heute gestohlen eine Brieftasche aus schwarzem Leder mit Bügel, enthaltend 900 Mark in Hundertmarkscheinen und Visitenkarten auf Namen Charles Jefferson, London. Verdächtig junger Mensch, 20—25 Jahre, mittelgroß, untersetzt, blonden Schnurrbart, starke O-Beine, trägt grauen Sommerüberzieher mit dunkelgrauem Sammetkragen und schwarzen Schlapphut. Anhalten und Nachricht." „Dps. 9324, Revier 7 an den Herrn Chef*) Graf Pückler**), Staatsanwaltschaft und Alle: Um $4^3/_4$ Uhr beim Löschen des Feuers Borsigstraße 70, Dachgeschoß, Leiche der Näherin Emma Müller, 17.3.63 Berlin geboren, auf Brandstelle stark verbrannt vorgefunden." „Dps. 9325, Revier 44 an Alle: Vermißt seit 5. d. Mts. geistesschwacher Rentier Karl Wilhelm Meineker, Koppenstraße 125 wohnhaft, 70 Jahre alt, trägt dunklen Sommerüberzieher, weichen, braunen Filzhut und Zugstiefel. Selbstmord vermuthet; schonend anhalten und Nachricht." „Dps. 9326, Criminal-Commissar N. an Alle: Soeben gestohlen zehn Stück Kronprinz-Rudolph-Prioritäten mit Coupons und Talons Nr. 1181—90. Bankiers benachrichtigen." —

---

*) Der Polizeipräsident. **) Chef der Criminalpolizei.

Das sind einzelne characteristische Proben, die natürlich keinen Anspruch darauf machen können, ein auch nur annähernd erschöpfendes Bild zu geben. Um das zu begreifen, braucht man sich nur klar zu machen, daß sich z. B. im Jahre 1885 die Zahl der Depeschen auf 236,487 belief. Wie schon die angeführten Beispiele ergeben, sind die Anzeigen von Diebstählen am zahlreichsten vertreten. Der Inhalt der übrigen Depeschen wechselt in so bunter Reihenfolge und in solcher Mannigfaltigkeit, daß eine Classification derselben kaum angängig erscheint; aber ein Gesammtbild der Schattenseiten des Lebens der Reichshauptstadt enthalten diese knappen, lakonischen Anzeigen, welches in Bezug auf Vielseitigkeit und erschütternde Lebenswahrheit kaum von irgend einer anderen Darstellung erreicht werden dürfte. Doch kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserem Gegenstande zurück.

Allmälig ist es dunkel geworden. Der Telegraphist hat die Lampen angezündet und er sowohl, wie die Beamten, welche um sieben Uhr vom Straßendienst zurückgekehrt sind, sitzen behaglich am Tische und verzehren ihr Abendbrot. Plötzlich vernehmen sie hastige Schritte auf der Treppe, und im nächsten Augenblick stürzt in athemloser Hast ein junger Mensch herbei:

„Ach, Herr Wachtmeister, Feuer! Bitte geben Sie doch schnell Depesche!“ ruft er in höchster Aufregung.

Im Augenblick sitzt der Telegraphist am Apparat und hat Bleifeder und Papier zur Hand, während die

Beamten schweigend ihr Abendbrod einpacken und nach Helm und Säbel greifen.

„Wo ist das Feuer?" fragt der Telegraphist.

„Köpnickerstraße 141; ach bitte, Herr Wachtmeister, telegraphiren Sie doch rasch, die ganze Treppe brennt schon!"

Zwar möglichst eilig, aber doch mit größter Kaltblütigkeit schreibt der Beamte zuvor die Adresse auf, dann erst schaltet er den Apparat ein und giebt durch fünfmaliges Heben des Knopfes das Feuer-Signal. Unmittelbar darauf läßt er die Depesche, die stets mit dem Worte „Feuer" beginnt, mit dem keine andere Depesche anfangen darf, folgen. Der Beamte auf der Centralstation am Molkenmarkt giebt nunmehr das Feuer-Signal ohne Verzug weiter an alle Reviere und Feuerwehrdepots. Auf den letzteren wird der Posten sofort mittels eines Sprachrohres von dem Telegraphisten benachrichtigt; er setzt die Alarmglocke in Bewegung und in wenigen Secunden stehen auf sämmtlichen Depots die Züge zum Abrücken fertig. Inzwischen fährt der Telegraphist auf der Centralstation mit seiner Depesche fort: „Feuer, Köpnickerstraße 141, klein." Wenn er fertig ist, haben sie die Telegraphisten auf den Feuerwehrdepots auch schon auf einen Zettel geschrieben, ein wartender Feuerwehrmann eilt damit zu dem harrenden Zugführer: „Köpnickerstraße 141!" tönt der Ruf, und im nächsten Moment rasen die kräftigen Pferde davon. In einer Minute ist die Feuerwehr an der Brandstelle. Etwas später treffen auch die Polizeibeamten ein, um die Straßen abzusperren und die Neugierigen fern zu

halten. Auf der Wache selbst bleibt außer dem Telegraphisten nur ein Mann zurück, um für alle Fälle zur Hand zu sein. Der Telegraphist notirt sich sodann das Nationale des Meldenden, überzeugt sich eventuell aus den Büchern im Bureau von der Richtigkeit seiner Angaben und entläßt ihn.

Anderthalb Stunden später ist das Feuer gelöscht. Die Beamten kehren nach und nach zurück und lassen sich das so jäh unterbrochene Abendbrot weiter schmecken, wobei sich das Gespräch natürlich vorzugsweise um die Entstehung des Feuers u. s. w. dreht.

Gegen neun Uhr ertönt die von der Straße nach der Wache führende Klingel. Es ist der Führer des grünen Wagens, welcher gekommen ist, um Freund Schmidt in seine Obhut zu nehmen. Dieser, der inzwischen seinen Rausch ausgeschlafen hat, kennt das Zeichen bereits. Gähnend streckt er die von dem Liegen auf dem harten Fußboden wie zerschlagenen Glieder und macht sich zum Gehen fertig.

Der du jour habende Beamte, welcher, so lange Arrestanten auf der Wache sind, stets den Säbel angelegt hat, setzt seinen Helm auf und nimmt die Einlieferungsanzeige sowie das gleichfalls mit einem Zettel versehene Messer zur Hand. Die übrigen Gegenstände, mit Ausnahme der Flasche sind dem Arrestanten bereits vorher wieder ausgeliefert.

„Vorwärts!“ ruft der Beamte.

Unwirsch und brummend stolpert Schmidt die Treppe hinab und kriecht in den Wagen. Mit kurzem Gruß

händigt der Beamte dem Führer das Messer ein; dieser nimmt ebenfalls Platz, die Thür wird zugeschlagen und weiter rollt das ominöse Gefährt, seinem nächsten Bestimmungsorte zu.

Gegen neun ein halb Uhr finden sich einer nach dem andern die Wächter dieses und des Nachbarreviers auf der Wache ein. Sie nehmen entweder auf den übrig gebliebenen Stühlen Platz oder stellen sich ans Fenster und unterhalten sich leise. Punkt einhalb zehn Uhr erscheint der Nachtwachtmeister. Die Wächter, zehn an der Zahl, treten in militärischer Ordnung zu zwei Gliedern an. Der Wachtmeister händigt ihnen ihre Wachtbücher aus und liest ihnen dann etwaige neue Befehle, sowie die für jeden Tag besonders vorgeschriebene Instruktion vor.

Noch ehe er geendet hat, vernimmt man wiederum autes Poltern auf der Treppe, untermischt mit Drohungen und wüstem Geschimpfe. Die Thür wird geräuschvoll aufgestoßen und drei Männer im Arbeiteranzuge erscheinen von einem Schutzmanne gefolgt in dem Zimmer. Das Auge des einen von ihnen ist dick angeschwollen, und mit einem Taschentuch hält er sich die Nase, welche blutet. Dem zweiten ist die Weste und das Hemde vollständig aufgerissen, sodaß die bloße Brust sichtbar wird, auf welcher man einen blutigen Streifen bemerkt, der offenbar von den Fingernägeln seines Gegners herrührt. Beide befinden sich in hochgradiger Erregung, die sich auch auf der Wache noch in fortgesetzten Invektiven Luft macht. Der dritte scheint etwas vernünftiger zu sein, er hält sich zurück und spielt mehr den ruhigen Zuschauer

„Warte man Junge, Dir werden wir det schon besorgen!“ ruft der mit der zerrissenen Weste erbost.

„Na, Du kommst mir noch lange nich an'n Wagen; mit sone Brüder wie Du werden wir noch allemal fertig,“ versetzt der mit dem blauen Auge, während er sich mit dem blutigen Taschentuche den Schweiß aus dem Gesicht wischt, was demselben ein geradezu furchtbares Aussehen verleiht.

„Was ist denn los?“ fährt der Telegraphist mit markiger Stimme dazwischen. „Sie sind doch hier nicht mehr in der Kneipe!“

„Herr Wachmeester, ick verlange, daß der Mann hier bestraft wird, er hat mir anjefallen!“ ruft der Blauäugige.

„Ick Dir anjefallen? Du bist woll . . .“

„Ruhig jetzt!“ unterbricht der Telegraphist nochmals und tritt zwischen die beiden Kampfhähne, die nicht übel Lust bezeigen, sich gleich von neuem wieder in die Haare zu fahren.

„Was ist denn vorgefallen, Herr Theesdorf?“ wendet er sich alsdann zu dem Beamten, welcher sie hergeführt hat.

„Sie haben bei Weinrauch, in der Destillation, Streit bekommen, und als der sie aus dem Lokal gewiesen hat, haben sie die Prügelei auf der Straße fortgesetzt und einen Auflauf verursacht,“ antwortete der Gefragte. „Diese beiden,“ fährt er auf die Streitenden deutend fort, „haben sich geschlagen, von dem dritten habe ich nur gesehen, daß er sie auseinander bringen wollte.“

Der Telegraphist hat die Kladde zur Hand genommen und schickt sich an, die Namen der Kontravenienten aufzunehmen, aber diese finden die Darstellung des Beamten noch nicht erschöpfend genug.

„Ick bitte ums Wort, Herr Wachmeester!“ ruft der mit dem blutigen Gesicht.

„Nee, ick bitte zuerst ums Wort!“ unterbricht ihn sein Gegner.

Seit nämlich die zahlreichen Volksversammlungen in Berlin stattfinden, sind die meisten Arbeiter parlamentarisch geschult.

„Lassen Sie mir lieber reden, Herr Wachmeester,“ beginnt jetzt der dritte näher tretend, „ick bin Zeuge und werde Ihnen janz jenau erzählen, wie sick die Sache zuedragen hat....“

Aber der Telegraphist läßt keinen von ihnen zu Worte kommen.

„Ich will nichts wissen!“ ruft er abwehrend, „Ihre Zänkereien mögen Sie unter sich oder vor dem Richter ausmachen. Antworten Sie mir nur auf meine Fragen.“

Und während Theesdorf zwischen die Streitenden tritt, die sich immer noch mit wüthenden Blicken messen, trägt der Telegraphist in der schon bekannten Weise Namen und Wohnung derselben in die Kladde ein.

„Kennen Sie sich unter einander?“ fragt er dann, und da die Frage von zwei Seiten verneint wird, so händigt er einer jeden Partei einen Zettel mit der Adresse des Gegners ein. „So,“ fährt er fort, „für den verursachten Auflauf wird eine Anzeige wegen groben Unfuges

gegen Sie eingereicht werden, und wenn Sie sonst noch etwas von einander wollen, dann müssen Sie sich verklagen, die Polizei gehen Ihre Händel nichts an."

„Ja, Herr Wachmeester, der hier hat aber doch anjefangen," wendet der mit der zerrissenen Weste nochmals ein.

„Is nich wahr, Du hast anjefangen," fährt der andere los.

Aber mit energischer Handbewegung legt der Telegraphist ihnen Schweigen auf.

„Das machen Sie vor dem Richter ab, ich habe Ihnen schon gesagt, daß uns Ihr Streit nichts angeht!" ruft er streng, „und nun," fährt er zu dem Zeugen und dem mit der zerrissenen Weste gewandt fort, „können Sie gehen. Sie aber," sich zu dem übelsten Zugerichteten wendend, „bleiben noch hier und waschen sich Ihr Gesicht erst ab; wenn Sie so auf die Straße kommen, verursachen Sie ja noch einmal einen Auflauf."

Während die beiden ersten das Zimmer verlassen, wäscht der Zurückbleibende sich das Blut aus dem Gesicht und trocknet dasselbe, unter fortwährenden Betheuerungen, daß er die Sache nicht stecken lassen wird, mit seinem Taschentuche. Alsdann verläßt er ebenfalls die Wache, um in irgend einer andern Destillation seine noch immer hochgradige Aufregung zu beschwichtigen.

Während des Verlaufes dieser ziemlich heftigen Scene sind die Wächter entlassen, und haben sich in ihre Reviere begeben. Die Schutzleute vom Tagesdienste, welche von sieben bis zehn Uhr auf der Straße waren,

haben sich bei dem Wachtmeister auf dem Bureau abgemeldet und sind nach Hause gegangen. Morgen früh um sieben Uhr müssen sie wieder auf dem Posten sein. Von den Beamten des Nachtdienstes hat die eine Hälfte ihre Patrouillengänge angetreten. Zwei von den übrig gebliebenen haben Rock und Stiefel ausgezogen und es sich in den beiden über einander stehenden Feldbetten bequem gemacht, um bis halb ein Uhr, wo die Reihe an sie kommt, einer kurzen Ruhe zu pflegen, falls kommende Ereignisse ihnen keinen Strich durch die Rechnung machen.

Der Dritte hat den Helm vor sich auf den Tisch gestellt, den Säbel umgeschnallt und die Zeitung oder ein Buch zur Hand genommen. Er hat „Schnarrposten" und muß wach bleiben, theils um für den Fall, daß Einlaß durch Klingeln begehrt wird, die seit zehn Uhr verschlossene Hausthür zu öffnen, besonders aber auch um bei vorkommenden Ereignissen sofort einschreiten zu können.

Der Telegraphist darf vor Mitternacht ebenfalls nicht daran denken, sein Lager aufzusuchen. Die Pausen, welche ihm der um diese Zeit noch ziemlich häufig spielende Apparat übrig läßt, benutzt er, um den am nächsten Morgen einzureichenden schriftlichen Rapport vorzubereiten.

Bis gegen zwölf Uhr bleibt alles ruhig; dann aber ertönt die Klingel, und der Schnarrposten begiebt sich nach unten um zu öffnen.

Zwei Wächter bringen einen Betrunkenen, der einen Thorweg in der Melchiorstraße für sein Schlafzimmer

angesehen und es sich dort bequem gemacht hatte. Er begreift absolut nicht, wie man einen anständigen Bürger so rücksichtslos in seiner Nachtruhe stören kann. Sein Bedürfniß nach Schlaf ist aber so groß', daß er keine Zeit findet, sich über die Störung zu ereifern. Einige grunzende Töne, mit denen er sein Mißfallen kund giebt, das ist alles, was man von ihm vernimmt. Schweigend schleppen ihn die Wächter in das Arrestantenzimmer, der mitleidige Telegraphist schiebt ihm noch ein zusammengewickeltes altes Tuch unter den Kopf, dann läßt man ihn liegen.

„Vor dem haben Sie Ruhe bis morgen früh," sagt einer der Wächter und kehrt in Gesellschaft seines Kollegen auf die Straße zurück, während der Telegraphist die unterbrochene Arbeit wieder aufnimmt.

Allein seine Ruhe soll nicht lange dauern; nach wenigen Minuten ertönt die Klingel von neuem, und gleichzeitig vernimmt man unten vor der Thür lautes Gejohle und die lärmenden Stimmen augenscheinlich stark angeheiterter junger Leute. Der Posten eilt hinab, und bald darauf erscheinen, von einem Schutzmann und einem Wächter eskortirt, vier Studenten auf der Wache. Aus ihrer Kneipe heimkehrend, mochten sie die schöne Nacht nicht vorübergehen lassen, ohne vorher irgend einen kleinen Ulk in Scene zu setzen. Am Engelufer haben sie den Wächter getroffen, und da ihnen gerade nichts Passenderes einfiel, so leisteten sie sich den Spaß, einen übrigens ziemlich alten Unfug neu aufzulegen. Ehe der alte Mann es sich versah, schlossen sie einen Kreis um denselben und begannen nun von allen Seiten auf ihn los zu schreien:

„Wächter! Wächter! . . . Haben Sie den Wächter nicht gesehen? . . .“

Der durch langjährigen Dienst mit derartigem Unfug hinlänglich vertraute Beamte hatte sich durch den unvermutheten Streich natürlich in keiner Weise überraschen lassen. Er zog seine Nothpfeife, welche den bereits erwähnten Schutzmann herbei rief, und da die übermüthigen jungen Leute sich weigerten, ihre Legitimationskarten vorzuzeigen, so wurden sie aufgefordert, den Beamten nach der Wache zu folgen, was ihnen in ihrer augenblicklichen Stimmung als ein ganz „feudaler Jux“ erschien. Unter großem Jubel hatten sie der Aufforderung Folge geleistet und schienen sich nun alle Mühe geben zu wollen, den famosen Ulk möglichst in die Länge zu ziehen.

Kaum haben sie die Wache betreten, so stürmen sie alle vier unter den heftigsten Gestikulationen auf den Telegraphisten ein.

„Herr Wachtmeister, wir sind schmählich mißhandelt worden! . . . Ich verlange Satisfaktion von dem Herrn da! . . . Ja wohl Satisfaktion, Satisfaktion!“ rufen sie lachend und johlend durcheinander.

Der Telegraphist hat einen schweren Stand, aber er verliert seine Ruhe nicht.

„Meine Herren, ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Sie sich hier auf der Polizei befinden und ersuche Sie, sich ruhig zu verhalten!“ ruft er energisch, und mit einer Stimme, deren militärischer Klang den Lärm der Ausgelassenen übertönt und für einen Augenblick eine verhältnißmäßige Ruhe herstellt. „Wollen Sie so gut

sein und mir Ihr Nationale angeben," fährt er, die Pause benutzend, zu dem ihm zunächst Stehenden gewendet fort und schickt sich zum Schreiben an.

„Was sind Sie?" lautet die erste Frage.

Der Angeredete, dem Aussehen nach ein bereits ziemlich stark bemoostes Haupt, scheint von einer plötzlichen Laune angewandelt, kein Deutsch verstehen zu wollen.

„Studiosus juris et cameralium," antwortet er mit tiefer Bierstimme.

„Wie heißen Sie?"

„Jean Baptiste Frédéric Lehmann, surnommé Falstaff," fährt er fort, indem er liebkosend mit der Hand über sein Bäuchlein streicht, das bereits einen leichten Anflug von Embonpoint zeigt, was natürlich bei den übrigen eine ausgelassene Heiterkeit verursacht und ihn ermuthigt, in der einmal angefangenen Rolle zu beharren.

Der Telegraphist, ein aus der Gegend von Trier, nahe der französischen Grenze gebürtiger Rheinländer, versteht zufälliger Weise sehr gut französisch. Ohne sich irre machen zu lassen, wirft er daher seine Notizen auf das Papier und fährt mit dem Verhör fort.

„Wann geboren?"

„Le six mai mil huit cent cinquante-neuf à Berlin dans l'Uckermark.

„Religion?"

„Catholique."

„Wo wohnen Sie?"

„Place de l'église Saint-Michel, numéro vingt-quatre, au premier. Si vous voulez venir me voir, il faut monter d'abord dix marches à droit, puis dix marches à gauche" ensuite vous traversez le corridor, et . . .

„Na, nun halten Sie aber die Luft an," unterbricht der Telegraphist den Redestrom des Uebermüthigen.

Falstaff vulgo Lehmann scheint nicht recht zu wissen, was er darauf antworten soll; er thut daher, als ob er nicht verstanden habe.

„Hein, quoi! que me veut-il?" schnarrt er seinem neben ihm stehenden Comilitonen ins Ohr.

„Arrêtez l'air a-t-il dit!" übersetzt dieser schlagfertig.

Der Telegraphist bricht über die gelungene Interpretation in lautes Lachen aus, dem die übrigen drei sich anschließen, nachdem das Verständniß für dieselbe in ihren benebelten Köpfen aufgedämmert ist. In Falstaff's Hirn dagegen scheint es nicht mehr tagen zu wollen. Im Gegentheil, als er bemerkt, daß die Heiterkeit der andern immer mehr zunimmt, fürchtet er, sich irgendwie blamirt zu haben, und da es für einen Couleurstudenten wohl kaum ein unbehaglicheres Gefühl als dieses giebt, so geräth er plötzlich in eine ziemlich herabgedrückte Stimmung.

„Was lacht Ihr denn, dummen Kerls!" brummt er und zieht sich unwirsch in den Hintergrund des Zimmers zurück.

Der Telegraphist benutzt die günstige Situation, um den Nächsten in's Verhör zu nehmen. Während er damit beschäftigt ist, fällt es einem anderen plötzlich ein, Mr. Segommer,*) den er vermuthlich einmal im Reichshallen-Theater gehört hat, nachzuahmen, und er beginnt mit anerkennenswerther Virtuosität wie eine Ziege zu meckern.

Die im Schlafe gestörten Beamten haben den Gedanken an eine fernere Nachtruhe selbstverständlich längst aufgegeben, und da sie wissen, daß eine Intervention ihrerseits den Lärm nur noch vermehren würde, so haben sie es bisher vermieden, sich in die Sache zu mischen. Bei den soeben hörbar werdenden zoologischen Kunststücken wird es dem einen von ihnen aber doch zu viel. Erbost richtet er sich im Bette auf:

„Sagen Sie mal, Ihr Vater war wohl Schneider?" fragt er den immer noch „segommernden" Musensohn.

„Bravo! Bravo! gut abgeführt!" rufen die Commilitonen, in die Hände klatschend, und bei der erneuerten allgemeinen Heiterkeit findet der solchergestalt Abgetrumpfte nicht einmal Gelegenheit zu einer Erwiderung.

Nach und nach beruhigen sich die Gemüther, und es gelingt dem Telegraphisten endlich, die Aufnahme der Nationale zu Ende zu führen. Sein gemäßigtes, aber entschiedenes Auftreten hat sogar eine gewisse wohlwollende Stimmung für ihn hervorgerufen.

„Famoser Kerl, Herr Wachtmeister!" ruft Falstaff, ihm auf die Schulter klopfend, „wenn es Ihnen Ver-

---

*) Ein bekannter Thierstimmen-Imitator.

gnügen macht, besuchen Sie mich doch mal auf meiner Bude. Soll mir Spaß machen, mit Ihnen ein paar Flaschen auszustechen."

„Ja wohl, Herr Wachtmeister, Sie müssen uns besuchen!" rufen auch die andern, sich um ihn drängend.

Lächelnd wehrt der Telegraphist ihnen ab.

„Danke, danke, meine Herren, mit Ihnen möchte ich doch nicht Stich halten," sagt er ablehnend.

„Na, Ihr alten Soldaten habt doch sonst auch einen ganz guten Zug am Leibe," versetzt Falstaff, gemüthlich mit den kleinen Augen zwinkernd, „kommen Sie nur 'mal hin, wollen uns schon vertragen."

Um das lustige Volk nur los zu werden, geht der Beamte scheinbar auf ihr Ansinnen ein und unter wiederholten Betheuerungen, daß er der patenteste Kerl sei, den sie je auf einer Polizeiwache getroffen, ziehen die Musensöhne endlich von dannen. Daß eine Anzeige wegen „ruhestörenden Lärms" ihnen sicher ist, wissen sie, aber was macht sich solch' angeheitertes junges Volk daraus?

Unterdessen ist auch die Zeit der Ablösung herangerückt. Die Beamten, welche auf der Straße waren, kehren von ihren Patrouillengängen zurück, und die, welche bisher der Ruhe pflegten, machen sich zum Dienst fertig.

Nach wenigen Minuten ist alles wieder ruhig auf der Wache. Nachdem der Telegraphist noch einige Depeschen aufgenommen hat, setzt er sich zu dem Schnarrposten an den Tisch und beide vertreiben sich die Zeit mit einer Partie Dame oder Puff. In den mehr nach außen gelegenen Revieren pflegen Störungen nach Mitter-

nacht seltener vorzukommen. Die dort gelegenen Schank- und Vergnügungslocale werden meist um elf, zwölf, spätestens ein Uhr geschlossen, so daß nach dieser Zeit eine verhältnißmäßige Ruhe herrscht. Einzelne Zecher, welche die Nacht in irgend welchen Localen des Centrums zugebracht haben, sind, ehe sie in diese Gegend kommen, schon hinreichend abgekühlt und nicht mehr in der Stimmung, noch Attentate auf die öffentliche Ruhe zu unternehmen.

Bis zwei Uhr wartet der Telegraphist noch, ob irgend etwas sich ereignen werde, dann sucht er ebenfalls sein Lager auf, um bis sechs Uhr einer kurzen Ruhe zu pflegen, welche jedoch außer von den in zwei ein halbstündiger Pause erfolgenden Ablösungen der Schutzleute, um fünf Uhr auch von den Wächtern unterbrochen wird, die mit der Meldung: „Nichts Neues?“ beziehungsweise falls irgend welche Ereignisse sich zugetragen haben, mit kurzer Angabe derselben sich vom Dienst abmelden.

Um sechs Uhr erscheint die Scheuerfrau, um die Zimmer zu reinigen. Da sie das Amt noch nicht lange inne hat, so geht sie jedesmal mit einem scheuen Seitenblick um den Betrunkenen herum, welcher noch immer in selbstvergessener Ruhe auf dem Fußboden liegt.

„Der beißt nicht,“ ermuthigt sie der Telegraphist nnd erhebt sich gleichzeitig, um die letzte Hand an den Frührapport zu legen. Bald nachher erscheint einer der Beamten, welche Tags zuvor frei waren, um denselben nach dem Bureau der Hauptmannschaft zu tragen, wo um sieben Uhr aus jedem Revier ein Schutzmann eintrifft, um die

Befehle und Anordnungen für den betreffenden Tag in Empfang zu nehmen.

Den vereinten Bemühungen dieses Beamten und des Telegraphisten gelingt es endlich auch, den Betrunkenen auf die Beine zu bringen, der nun, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen hat, ziemlich verwundert um sich blickt und nicht weiß, wo er in der Welt ist. Als er einigermaßen zur Besinnung gekommen ist, nimmt der Telegraphist sein Nationale auf und schickt ihn dann nach Hause, jedoch nicht ohne ihn vorher in väterlicher Fürsorge zu einer Revision seiner Taschen zu veranlassen, um nachzusehen, ob ihm auf der Straße nichts abhanden gekommen ist.

Kurz vor acht Uhr versammeln sich sämmtliche Beamte auf der Wache zum Appell. Mit dem Glockenschlage tritt der Reviervorstand ein, und nun werden außer den Tagesbefehlen von einem der Wachtmeister einzelne Gesetzesparagraphen oder ältere Verordnungen vorgelesen, die ähnlich wie bei den Wächtern im Voraus planmäßig bestimmt sind.

Der Appell dauert eine halbe Stunde. Nach Beendigung desselben gehen die Beamten vom Nachtdienst nach Hause. Sie haben bis auf einen, der für den Abend zum Sicherheitsdienst an einem der Theater der Residenz kommandirt ist, vor dem nächsten Morgen keinen Dienst. Der gestrige Tagesdienst hat heute Nachtdienst, und die, welche gestern frei hatten, beginnen wieder mit dem Tagesdienst. So geht es im regelmäßigen Wechsel einen Tag wie alle Tage.

Der Telegraphist hat nunmehr eine Arbeit zu er=

ledigen, die interessant genug ist, um hier eingehend erwähnt zu werden. Der jeden Morgen einlaufende Polizeibericht enthält nämlich unter anderem eine Liste derjenigen Personen, welche von der Polizei gesucht resp. verfolgt werden. Die Nationale dieser Personen nebst den Aktenzeichen der Behörde, zu welcher dieselben im Betretungsfalle einzuliefern sind, hat der Beamte in kleine, besonders zu diesem Zweck gedruckte Formulare einzutragen. Dieselben werden sodann in kleinen, schwarzen Kasten, deren sich vierzehn auf jeder Wache befinden, alphabetisch geordnet aufbewahrt. Diese Kasten bilden gewissermaßen das „schwarze Buch" der Polizei. Obdachlose Personen, die aus irgend welcher Veranlassung eingeliefert sind, werden nie eher wieder entlassen, als bis der Telegraphist sich überzeugt hat, daß sie nichts auf dem Kerbholze haben, worüber der oft verhängnißvolle Kasten schnelle und sichere Auskunft giebt.

Außerdem enthält der Polizeibericht auch noch eine Liste der erledigten Gesuche. Die Zettel dieser Personen werden dann einfach aus dem Kasten entfernt und vernichtet.

Nach Beendigung dieser Arbeit, die oft eine Stunde und darüber in Anspruch nimmt, pflegt, abgesehen von etwa eingehenden Depeschen, gewöhnlich eine kleine Ruhepause einzutreten, die von den auf Wache befindlichen Beamten benutzt wird, das Frühstück einzunehmen und die Zeitung zu lesen.

Von langer Dauer ist diese Pause jedoch nur

selten. Mit dem zunehmenden Verkehr auf den Straßen pflegen auch Unterbrechungen der verschiedensten Art sich wieder einzustellen. Besonders häufig ereignen sich in den Vormittagsstunden Sistirungen von Personen, welche mit dem äußerst streng gehandhabten Straßen-Polizeireglement in Conflict gerathen sind und die nun auf der Wache festgestellt werden sollen. Diese Feststellung erfolgt, wenn der Betreffende sich nicht durch glaubwürdige Papiere über seine Persönlichkeit auszuweisen vermag, auf telegraphischem Wege, durch Anfrage bei dem Revier, in welchem derselbe wohnt. Der Telegraphist trägt zunächst das Nationale des Festzustellenden in seine Kladde ein und giebt dann beispielsweise folgende Depesche: „Dps. Revier 26 an 48: Wohnt Britzer Straße 7 bei Jäger, Instrumentenmacher Robert Nesqua, 17.5.62 Magdeburg geboren?"

Der Telegraphist des 48. Reviers sieht in der Wohnungsliste nach, und wenn die Angaben stimmen, so erfolgt, oft schon ehe der Apparat geschlossen wird, die lakonische Antwort: „Ja."

Hat der Festzustellende dagegen falsche oder unrichtige Angaben gemacht, so wird ein Beamter des 48. Reviers nach der Wohnung geschickt, um dort eine sogenannte Lokalrecherche abzuhalten und es erfolgt dann, eventuell allerdings erst nach entsprechender Pause, der Bescheid: „Weder gemeldet noch ermittelt." In solchem Falle wird der Festzustellende je nach Umständen nicht eher entlassen, als bis er sich in glaubwürdiger Weise über seine Persönlichkeit ausgewiesen hat.

Unter solchen und ähnlichen Beschäftigungen fließt die Zeit dahin, bis um ein Uhr dann wieder der andere Telegraphist erscheint, um seinen Vorgänger abzulösen.

Die beiden Männer bilden ein zwar untergeordnetes, aber gleichwohl hochwichtiges Glied in dem großartigen Organismus der Berliner Polizeiverwaltung, die sowohl in Bezug auf ihren Umfang und ihre bewundernswerthe Organisation, wie auch mit Rücksicht auf ihre oft wahrhaft staunenswerthen Leistungen, zweifellos als eine der ersten der Welt bezeichnet werden darf.

Die Taubenlene.

Es war spät Abends kurz vor Weihnachten. In dem in der Nähe des Schloßplatzes haltenden Pferdebahnwagen harrten mehrere Fahrgäste der Abfahrt. Unter denselben befand sich auch ein kleines Mädchen von etwa dreizehn Jahren. Sie fror. Das dünne Lüstrekleid, mit dem sie bekleidet war, schützte sie nur wenig gegen die Kälte und schauernd zog sie das kleine, rothkarrirte Tuch fester um die Schultern, das ihre dünnen, ganz blau gefrorenen Fingerchen kaum noch zu halten vermochten. Still und bescheiden saß sie in einer Ecke des Wagens. Auf ihrem Schooße lagen noch etwa ein halbes Dutzend bunter Hampelmänner, mit denen sie trotz der bitteren Kälte den ganzen Nachmittag auf dem Weihnachtsmarkte gestanden hatte, um sie feil zu bieten.

Bei einer Bewegung, die sie machte, um das Tuch fester zu ziehen, klimperte das eingenommene Geld in ihrer Tasche. Bei diesem Klange verklärte sich das blasse, liebliche Gesicht der Kleinen: Eine Mark neunzig Pfennig hatte sie heute eingenommen! . . . wie würde Mutter sich freuen und die jüngeren Geschwister, welche zu Hause ihrer harrten! . . .

Die Mutter war schon lange krank. Seit Vater todt war — voriges Jahr zu Weihnachten hatten sie

ihn begraben, draußen auf dem Thomaskirchhof — mußten sie auf dem Hofe im Keller wohnen, weil dort die Miethen billiger waren. Aber die feuchte Kellerluft konnte die Mutter nicht vertragen; sie bekam Rheumatismus und nun hatte sie schon sechs Wochen darniedergelegen, ohne etwas zu verdienen.

Von der heutigen Einnahme konnten sie doch einige hundert Preßkohlen kaufen und sich eine warme Stube machen, ein Luxus, den sie sich nicht zu oft gestatten durften: die alten großen Kachelöfen verlangten ja gar zu viel Feuerung. Früher hatten sie in ihrer Stube, die ihnen zugleich als Schlafzimmer diente, einen kleinen Kanonenofen gehabt; allein eines Tags hatten sie ihn auf Geheiß des Wirthes herausnehmen müssen. Es war eine neue Polizeiverordnung erlassen wegen der häufigen, durch den Kohlendunst verursachten Erstickungsfälle.

Warum hatte ihnen die Polizei nur auch noch die kleinen Oefen genommen? Was lag denn daran, ob mitunter einmal ein paar arme Leute erstickten? „Dann sind sie am besten aufgehoben!“ hatte die Mutter gesagt . . . und das Kind hatte das ganz natürlich gefunden. —

Doch heute dachte sie nicht an die Polizei, die den armen Leuten noch nicht einmal das Sterben gönnt, obgleich sie es ja im Grunde ganz gut meint. Heute dachte sie nur an die Freude, welche bei ihrem Erscheinen das Gesicht der kranken Mutter aufhellen würde. In dem Gedanken an diese Freude verklärten sich auch ihre lieblichen Züge und glücklich und still vor sich hinlächelnd,

rückte sie sich in ihrer Ecke zurecht und zog das Tuch noch fester um die Schultern.

Eben hatte der Schaffner das Zeichen zur Abfahrt gegeben, da stieg hastig noch eine elegant gekleidete Dame ein und nahm der Kleinen gegenüber Platz.

Ihr Gesicht war wie das des Kindes ebenfalls roth angehaucht, aber nicht von der Kälte, sondern von Schminke und ihre Augenbrauen waren gefärbt, so daß man hätte glauben können, sie habe sich ihre schönen Züge von einer Wachsfigur aus dem Schaufenster eines Friseurladens geborgt. Auf dem Kopfe trug sie einen breitrandigen, grauen Hut, der mit einer Taube in Lebensgröße garnirt war. An den weiten Aermeln des mit rother Seide wattirten Paletots befanden sich breite Pelzaufschläge. Die Hände hatte sie in einen mit großen, schwarzseidenen Schleifen besetzten, sonst aber auffallend kleinen Muff gesteckt. Wenn man letzteren in Verbindung mit den braunen Pelzaufschlägen auf dem Schooße liegen sah, war es einem, als ob sich eine große, häßliche Fledermaus mit ausgespannten Flughäuten dorthin gesetzt hätte: ein Bild, das an Häßlichkeit nur noch von dem häßlichen Gewerbe dieses Weibes übertroffen wurde, die — eine schneidende Ironie — das Sinnbild der Unschuld auf ihrem Kopfe trug.

Keck und rücksichtslos ließ sie ihre Augen über die Mitfahrenden schweifen. Doch plötzlich zuckte sie zusammen: sie hatte gegenüber das kleine Mädchen bemerkt.

„Herr Jott, Lieschen, wo kriegt man Dir denn

mal wieder zu sehen?“ kam es unwillkürlich und mit einem Anfluge von Verlegenheit aus ihrem Munde.

„Guten Tag Lene; Du siehst ja, ich komme vom Weihnachtsmarkt;“ war die schüchterne Antwort der Kleinen, indem sie mit den Augen auf die auf ihrem Schooße liegenden Hampelmänner deutete.

Seltsame Gegensätze, wie hier Luxus und Elend sich duzten und das elegant gekleidete Weib eine so rohe Sprache führte.

Früher, als Lieschens Vater noch lebte, hatten Lene und ihre Mutter mit ihnen auf einem Korridor gewohnt. Damals war Lene noch reinen Herzens, eine gute, freundliche Nachbarin. Sie war als Verkäuferin in einem Wäschegeschäft angestellt, und verdiente sich zwar mühsam aber ehrlich ihr Brod. Allein das Leben ist lang und der Versuchungen sind gar viele. Auch Lene blieb davon nicht unberührt und sie erlag. —

Vor etwas mehr denn Jahresfrist, als sie wie gewöhnlich Abends nach acht Uhr zu Hause ging, sprach ein vornehmer Herr sie auf der Straße an und bat um die Erlaubniß, sie bis an ihre Wohnung geleiten zu dürfen. Anfangs sträubte sich Lene zwar ein wenig, aber bald ließ sie sich die Begleitung des Fremden gern gefallen: derselbe plauderte so angenehm und war so bescheiden, daß sie von ihm gewiß nichts zu befürchten brauchte. Unterwegs kamen sie an einem großen Restaurant vorbei. Der neue Bekannte, welcher ihr inzwischen erzählt hatte, daß er Georg heiße und Kassirer in einem Bankgeschäft unter den Linden sei, lud sie ein, vor dem

Zuhausegehen erst noch ein Glas Bier mit ihm zu trinken. Sie sträubte sich zwar anfangs, aber auch hier waren ihre Bedenken bald beseitigt. Es war ja erst acht Uhr und in dem großen Garten saßen so viele Leute. Erkennen würde sie Niemand, denn die Herrschaften, welche hier verkehrten, hatten wenig mit einem armen Mädchen wie sie zu schaffen. Und wenn man sie auch erkannte! konnte der Fremde denn nicht ihr Bruder, oder ein Verwandter sein? . . .

Sie trat mit ihm ein. Er hatte noch nicht zu Abend gegessen und als er sie einlud, an seinem Mahle theil zu nehmen, fehlte ihr die Kraft ihm seine Bitte abzuschlagen.

Aus den nahegelegenen Küchenräumen drang der kräftige Duft frischen Bratens herüber und erweckte ein Gefühl brennenden Verlangens in ihr. Sie hatte Hunger; . . . sie war achtzehn Jahre alt . . . Der Geist ist willig aber das Fleisch ist schwach.

Zwar zog ihr Herz sich einen Augenblick krampfhaft zusammen, als der Kellner ihr mit so eigenthümlich verschmitztem Lächeln die Karte überreichte und sie lehnte es ab, die Speisen selber auszuwählen; aber als Georg dann zwei reichliche, leckere Mahlzeiten auftragen ließ, da hatte die Lüsternheit bald die warnende Stimme in ihrem Innern übertäubt und selbstvergessen überließ sie sich dem Genusse.

Das mit der allmählichen Sättigung eintretende physische Behagen und die durch das schäumende Bier hervorgerufene Aufregung ließen sie schnell genug ihre

Umgebung und die Neuheit ihrer Lage vergessen; sie plauderte und lachte mit dem Fremden, wie mit einem alten Bekannten. Wie im Fluge verging ihr die Zeit, und als sie endlich an den Aufbruch dachte, war es bereits elf Uhr vorbei.

Erschrocken sprang sie auf; sie hatte ja nicht einmal einen Hausschlüssel bei sich. Ihr Begleiter erhob sich ebenfalls und suchte sie zu beruhigen: Der Wächter konnte ihr doch das Haus aufschließen und zu ihrer Mutter brauchte sie ja nur zu sagen, daß sie sich bei einer Freundin etwas länger aufgehalten hätte. Er begleitete sie bis zu Hause und unterwegs gelang es ihm, sie fast vollständig zu beschwichtigen.

Als der Wächter ihr das Haus aufschloß, ließ er seine Augen mit scharf prüfendem Blick über ihre Gestalt gleiten und wiederum zog sich unwillkürlich ihr Herz zusammen.

Warum mochte der alte Mann sie nur so ansehen? . . .

Beklommenen Muthes stieg sie die vier Treppen zu ihrer Wohnung hinauf.

„Wo in aller Welt, hast Du Dich denn nur so lange umhergetrieben?“ empfing sie ihre Mutter, als sie die kleine, ärmliche Stube betrat.

„Ich bin bei meiner Freundin gewesen,“ antwortete sie mit ihrer vorher überlegten Lüge.

Allein auch die Mutter ließ sich durch dieselbe nicht täuschen:

„Schöne Freundin,“ versetzte sie; „ich kann mir

wohl denken was für eine Freundin damit gemeint ist. Aber hüte Dich nur; so fängt es gewöhnlich an, wenn die Mädchen liederlich werden, ich kenne das schon,“ ... Sie begann eine Menge von Beispielen aufzuzählen, mit welchen Sie den Nagel ziemlich genau auf den Kopf traf und gleichzeitig ließ sie es auch nicht an Vorwürfen fehlen.

Lene antwortete nicht darauf, sondern ließ dieselben stillschweigend über sich ergehen.

In dieser Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen.

Für den nächsten Sonntag hatte sie eine Einladung Georg's, sie nach dem Theater zu führen, angenommen: Sollte sie Wort halten oder sollte sie ihm fern bleiben? Sie wollte jetzt nicht mehr daran denken, sie konnte sich das ja morgen noch überlegen. Es war ihr unbequem, daß ihr Gewissen sie auch gar nicht in Ruhe lassen wollte; sie ärgerte sich fast darüber. Was hatte sie nur so Schlimmes gethan, heute Abend; warum mußte denn ihr Herz immer so klopfen? ...

Der Sonntag kam heran und sie ging ins Theater. Sie hatte es ja einmal versprochen und konnte nun doch ihren großmüthigen Freund nicht vergeblich warten lassen: Nach Schluß des Theaters führte Georg sie in ein feines Restaurant. Diesmal waren ihre Bedenken schon weniger groß und der feurige Wein, den er ihr einschenkte, spülte bald den letzten Rest derselben hinweg.

Von nun an sahen sie sich wöchentlich mehrere Male. Nach einiger Zeit bat Georg um die Erlaubniß, sie einmal in ihrer Wohnung besuchen zu dürfen. Sie lehnte

seine Bitte ab. Was würde ihre Mutter dazu sagen und was hätte er überhaupt von ihrem ärmlichen Stübchen denken sollen?

„Meine Mutter macht mir ohnehin das Leben schon sauer genug," sagte sie, „weil ich jetzt immer so lange ausbleibe."

„Nun dann miethen Sie sich doch eine eigene Wohnung," wagte Georg ihr vorzuschlagen.

Dieser Vorschlag, zuerst mit Entrüstung zurückgewiesen, aber mit allen erdenklichen Schmeicheltönen und Liebkosungen hartnäckig immer von neuem wiederholt, erschien ihr zuletzt gar nicht mehr so bedenklich. Was hatte sie denn zu Hause? Von ihrer Mutter hörte sie schon seit langer Zeit nichts mehr als Vorwürfe. Anfangs ließ sie dieselben stillschweigend über sich ergehen, aber mit der Zeit wurden sie ihr fast unerträglich und das Leben zu Hause dünkte ihr eine Last.

„Ich will nur lieber in Schlafstelle ziehen, denn Du gönnst mir ja doch nicht die geringste Zerstreuung mehr," sagte sie eines Tages, als die Mutter ihr wieder einmal die bittersten Vorhaltungen über ihr langes Ausbleiben und ihre unregelmäßige Lebensweise gemacht hatte.

Leider besaß ihre Mutter nicht die nöthige Energie, um einem solchen Vorhaben mit Ernst und Bestimmtheit entgegenzutreten. Sie gerieth darüber vollständig außer sich und erging sich in endlosen Lamentos und Keifereien, die gerade das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung erzielten. Anstatt die Tochter von dem vorläufig immerhin

noch unklaren Plane abzubringen und ihr das Verwerfliche desselben klar zu machen, brachte sie ihn nur noch mehr zur Reife. Nach und nach gelangte Lene dahin, sich wirklich als ein armes, unschuldig gekränktes Opferlamm zu betrachten; sie bildete sich in der That ein, es zu Hause nicht mehr aushalten zu können. Der eigenen Initiative kamen die Einflüsterungen des Versuchers zu Hülfe und eines schönen Tages, als die Mutter, welche eine Aufwartestelle inne hatte, schon früh fortgegangen war, packte sie ihre geringen Habseligkeiten zusammen — um die ihr von Georg gemiethete eigene Wohnung zu beziehen.

Und nun begann ein kurzes Leben trunkenen Rausches, in dem der letzte Rest des warnenden Gewissens in einer ununterbrochenen Reihe von Bällen, Concerten und sonstigen Vergnügungen aller Art erstickt wurde. Dem Opiumraucher gleich taumelte sie von einem Genuß in den andern, wie im Traume rollte sie inmitten giftiger Blumen den Abgrund hinab und erwachte erst, — als Georg wegen fortgesetzter, großartiger Unterschlagungen und Kassendiebstähle in Untersuchungshaft abgeführt wurde. —

Als sie tief unten auf dem Boden der Verworfenheit sich über ihre Lage klar geworden war, begann noch einmal der Kampf in ihrem Innern. Sie sah ihre alte Mutter zu Hause einsam und kränklich sich in Gram verzehren um ihre verlorene Tochter. Die Bilder der Kindheit stiegen vor ihrer Seele wieder auf und lockten sie mit schmeichelnden Tönen in die frühere ärmliche aber reine Atmosphäre zurück. Sie schloß die Augen:

Orgelklang und Chorgesang ertönten um sie her. Der Engel der Erinnerung führte sie zurück nach dem Dome ihrer Vaterstadt. Sie kniete vor dem Altar und rings um sie her die Gespielinnen ihrer Kindheit; alle in weißen Kleidern, der Farbe der Unschuld. Der alte ehrwürdige Pfarrer in schneeweißem Haar stand vor ihr und legte segnend die Hände auf ihr Haupt:

„Sei getreu bis in den Tod, so will ich Dir die Krone des Lebens geben;“ kam es in bewegtem Tone von seinen Lippen.

Von neuem erbrausten die Klänge der Orgel daher; mächtig, weihevoll stieg der Gesang zu den mit goldenen Sternen besäten Hallen des Domes empor. —

Weihrauchwolken umhüllten sie. Die Kirche verschwand allmählich, sie zerfloß mit den Wolken, ein anderes Bild trat an ihre Stelle. Sie sah sich in einer ärmlichen Stube. Ein Tisch, einige Stühle und eine alte Kommode bildeten das ganze Mobiliar. In der Ecke am Fenster stand ein Bett. Sie faßte nach dem Herzen. Der Mann dort mit den blassen, eingefallenen Wangen, der mit dem Tode rang und nur noch mühsam Athem holte, war ihr Vater:

„Lene . . . komm her mein Kind . . . noch näher . . . so . . . Du bist . . . gottlob groß . . . und gesund, . . . Du kannst arbeiten . . . bleib nun auch brav . . . und verlaß Deine Mutter nicht, . . . wenn sie alt wird“ . . .

So hatte er gesprochen, mit schon gebrochener Stimme. Sie hatte ihm die Hand darauf gegeben —

antworten konnte sie nicht vor Schluchzen — und dann war er gestorben, aber mit einem Lächeln auf den blassen Lippen.

Und wie hatte sie ihr Wort gehalten?

Sie schrie auf. Ein Fieberschauer schüttelte sie. Hastig warf sie einen Regenmantel über und eilte hinaus. Sie wollte zu ihrer Mutter; sie wollte sich ihr zu Füßen werfen und sie um ihre Vergebung anflehen. Vielleicht konnte diese Vergebung das Bild des sterbenden Vaters auslöschen, das jetzt wie eine starre Drohung auf ihrer Seele brannte.

Als sie in der alten Wohnung anlangte, hatte man die Mutter Tags zuvor nach dem Krankenhause gebracht. Eben waren der Polizeiwachtmeister und der Armenvorsteher des Bezirks da, um ein Verzeichniß der zurückgebliebenen Sachen aufzunehmen. Viel Papier brauchten sie gerade nicht dazu.

„Na Sie wollen wohl schon erben;" sagte der Wachtmeister, als er Lene erblickte, „hätten lieber die Alte pflegen sollen, anstatt sich umherzutreiben; Sie sind mir schon eine nette Tochter!"

Der Wachtmeister war ein alter, im Dienst ergrauter Beamter, für ihn waren solche Fälle nichts seltenes.

Von Lieschens Mutter erhielt Lene in kurzen, trockenen Worten Auskunft, über die letzten Wochen. Gram, Sorge und Unruhe um das Schicksal ihrer verlorenen Tochter hatten ein Herzleiden, an dem die Mutter schon früher gelitten, derart beschleunigt, daß ein schlagartiger Anfall sie auf das Krankenlager geworfen hatte. Da sich

niemand fand, der sie hätte pflegen können, so hatte die Armencommission sich ihrer angenommen und sie nach dem städtischen Krankenhause geschafft.

Wie im Traume hörte Lene diesen Eröffnungen zu und ebenso spurlos gingen auch die stummen Vorwürfe an ihr vorüber, welche in dem zurückhaltenden Wesen ihrer ehemaligen Flurnachbarn lagen. Die Kinder, mit denen sie früher gespielt und die ihr zugejauchzt hatten, wenn sie Abends vom Geschäft nach Hause kam, hielten sich an Mutters Rocke fest und blickten nur scheu hinter demselben hervor. Sie fürchteten sich vor ihr, wie vor einer Aussätzigen.

Allein sie achtete auf das alles nicht: „Städtisches Krankenhaus!“ Das waren die einzigen Worte, die sie von dem behalten hatte, was Lieschens Mutter gesagt. Sie verließ die mütterliche Wohnung und schlug den Weg dahin ein.

Als sie im Friedrichshain anlangte, neigte die Sonne sich bereits zum Untergange. In das Abendlied der Vögel mischte sich das eintönige Quaken der Frösche; denn im Friedrichshain giebt es noch Frösche und hauptsächlich dadurch unterscheidet sich dieser von seinem aristokratischen Collegen, dem Thiergarten, in dessen Weihern nur vornehme Goldfische und allenfalls noch dickmäulige Karpfen hausen. —

Je näher sie dem Krankenhause kam, desto stiller und friedlicher wurde es um sie her. Nur noch wie ein dumpfes Summen, hin und wieder von dem Klingeln der Pferdebahn unterbrochen, drang das Geräusch der

Weltstadt an ihr Ohr. Dem Großstädter dünkt es hier sogar, als ob Todtenstille rings um ihn herrsche. Es geht ihm wie dem Müller in der Mühle, er hört das Summen und Brausen nicht mehr und würde sich desselben erst bewußt werden, wenn es plötzlich aufhörte.

Diese milde, ihr fast feierlich erscheinende Ruhe um sie her, schien den Druck auf Lenes Brust etwas zu lösen. Von weitem gewahrte sie schon die rothen Mauern des Krankenhauses. Dort war Frieden für sie. So hoffte sie wenigstens. Willig ließ sie den Zauber des Sommerabends über sich ergehen und sie war dankbar, daß kein Mensch ihn in seinem stillen Walten störte. Glücklicherweise pflegen sich Spaziergänger nur selten bis in diese Gegend zu verirren. Das stumme Memento mori, welches die durch das lebenssaftige, dunkle Grün hervorschimmernden rothen Mauern des Krankenhauses ihm zurufen, paßt meist nur wenig zu dem Geschmack des dort Zerstreuung und Erholung suchenden Berliners.

Als Lene vor dem Krankenhause ankam, war ihr Herz durch die eben geschilderten Eindrücke weich gestimmt. Diese Eindrücke wären vielleicht nachhaltig gewesen und hätten sie auf die Bahn des Guten zurückgeführt, wenn sie an das Bett der Mutter hätte sinken und den Kopf an ihrer Brust bergen können, wenn sie dort, am Mutterherzen, Vergebung und Trost gefunden hätte.

„Sie sind wohl krank! Wissen Sie denn nicht, det die Besuchszeit blos von zwei bis vieren is?"

fuhr der Portier sie an, als sie ihm gesagt hatte, daß sie ihre Mutter besuchen möchte.

Der Portier hatte den ganzen Tag in seiner dumpfen Klause gesessen und daher von dem holden Zauber des schönen Abends nur wenig empfunden. Freilich würde derselbe, auch wenn er draußen gewesen wäre, kaum minder grob gewesen sein, denn die Gewohnheit ist der erbittertste Feind des Menschen; sie verdirbt ihm die höchsten Genüsse. Sollte wohl der Förster jemals etwas von den andachtsvollen Schauern empfinden, die uns ergreifen, wenn wir in den geheimnißvollen Schatten seines dunkeln Waldes treten, während der Sonne goldiger Schein sich auf dem lichten Grün der Blätter bricht? Oder wird die weihevolle Andacht hehrer Domeswölbungen auf den Kirchendiener noch irgend welchen besonderen Eindruck machen? Hat man je von einem Forstmann gehört, daß er Frühlingslieder gedichtet hätte, oder ist überhaupt ein solcher jemals Dichter gewesen? ... Er würde es erst werden, wenn man ihn herausrisse aus dem Zauber seines Waldes und ihn in die dumpfe, geräuschvolle Atmosphäre der Stadt versetzte. Erst das Heimweh würde ihn zum Dichter machen; ebenso wie wir von der Birke erst dann ihren köstlichen Saft gewinnen können, wenn wir den Stahl bis an's Mark in ihren Stamm getrieben haben. Dann freilich blutet sie sich todt, wenn wir die Wunde nicht wieder zustopfen.

Die brutalen Worte des Portiers führten Lene zum Bewußtsein ihrer Lage zurück. Stumm wandte sie

sich ab und kehrte mechanisch nach Hause zurück, wo sie eine schlaflose Nacht verbrachte.

Am andern Morgen früh gegen fünf Uhr wurde heftig an ihre Thür geklopft. Erschrocken fuhr sie empor.

„Wer ist da?“ rief sie unwillkürlich.

„Sind Sie die unverehelichte Neumann?“ fragte eine kräftige Männerstimme.

„Ja, was soll ich denn?“

„Dann machen Sie schnell, daß Sie sich anziehen. Ich bin der Schutzmann hier aus dem Revier, Sie müssen mit mir kommen,“ antwortete die Stimme.

Sie hatte sich aufgerichtet und starrte sprachlos nach der Thür. Sie wußte nicht, wie ihr geschah und was sie antworten sollte. Allein in demselben Augenblicke wurde auch schon die Thür mit energischem Druck geöffnet und die martialische Gestalt eines Schutzmanns erschien in derselben.

Mit einem Schreckensruf fuhr Lene unter die Decke zurück.

„Nanu, was fällt Ihnen denn ein,“ rief erstaunt der Mann des Gesetzes. „Sie geniren sich wohl?“

Es wunderte ihn, daß sie sich ihrer Blöße noch bewußt war; so etwas war ihm eben noch nicht vorgekommen in seiner Praxis.

„Nun machen Sie aber bald, daß Sie sich anziehen,“ fuhr er nach einer Pause fort, als sie ihn immer noch betäubt und wortlos anstarrte.

„Ja, wo soll ich denn hin?“ rief sie endlich tonlos.

„Sie hören ja, Sie sollen mit mir kommen,“ sagte der Beamte.

„Ich habe aber doch nichts verbrochen, warum wollen Sie mich denn holen?“ fuhr sie fort.

„Das werden Sie oben schon erfahren,“ war die Antwort, „machen Sie jetzt nur endlich, daß sie sich anziehen.“

Sie rührte sich nicht; wie geistesabwesend hingen ihre ausdruckslosen Blicke an dem Schutzmann.

„Na zum Donnerwetter, werden Sie sich nun endlich herausscheeren!“ rief dieser ärgerlich.

Erschrocken fuhr sie zusammen.

„Aber ich kann doch so nicht,“ rief sie in flehendem Tone und mit einem hülflosen Blick auf den Beamten.

„Ach so, Sie zieren sich ja noch“, rief dieser mit spöttischem Lachen. „Na, denn machen Sie nur, ich werde so lange hinausgehen; aber in fünf Minuten müssen Sie fertig sein, sonst helfe ich Ihnen.“

Er ging hinaus.

Mechanisch kleidete Lene sich an und ebenso mechanisch folgte sie dem Beamten nach der Wache.

Im Wachtzimmer, auf einer Bank in der Nähe des Ofens, saßen bereits zwei jener Geschöpfe, welche während der Nacht von den Beamten der Sittenpolizei aufgegriffen waren und nun ihrer Abführung nach dem Molkenmarkt harrten. Beide schliefen.

„So, da setzen Sie sich nur zu ihren Colleginnen", sagte der Schutzmann.

Lene erbebte. Mit Entsetzen betrachtete sie die Schläferinnen. Dieselben hatten sich mit dem Rücken an die Wand gelehnt und die zerknitterten, mit bunten Federn geschmückten Hüte als Kopfkissen benutzt. Auf ihren bleichen, übernächtigen Gesichtern hatte sich die reichlich aufgetragene Schminke zum Theil verwischt, was ihnen ein schmutziges, fratzenhaftes Aussehen gab. In Folge der zusammengesunkenen, unbequemen Lage wurde ihnen das Athmen schwer, weßhalb sie den Mund weit geöffnet hatten. Die Hände der einen hingen schlaff am Körper herab, die der andern lagen gefaltet auf dem Schooße, als ob sie beim Beten eingeschlafen wäre.

Wie lange hatte dieses Mädchen wohl schon nicht mehr gebetet? —

Währenddessen kamen auch die übrigen Schutzleute von ihren Patrouillengängen zurück und diejenigen, welche bisher geruht hatten, erhoben sich von den harten Feldbetten, um ihrerseits ihre Gänge anzutreten und den Collegen Platz zu machen. Bei dem damit verbundenen Geräusch erwachte eine der Schläferinnen.

„Nanu, warum setzest Du Dir denn nich?" fragte sie Lene, welche noch immer wie geistesabwesend vor ihr stand.

Diese antwortete nicht. Was hätte sie auch sagen sollen. Sie mußte die Sprache dieser beiden Geschöpfe erst lernen. Schon das vertrauliche „Du," mit dem sie angeredet wurde, machte einen so befremdenden Eindruck

auf sie, daß es ihr unmöglich gewesen wäre, denselben Ton zu finden. Aber gleichzeitig fühlte sie auch, wie tief sie schon gesunken war, und stumm und lautlos ließ sie sich ganz am Ende der Bank nieder.

„Ach so, Du genirst Dir wohl noch, Püppchen; na wart' man, Dir werden se de Flötentöne schonst noch beibringen.“ —

Auch dieses Mädchen wunderte sich, daß sie sich noch genirte.

Einige Stunden später brachte der grüne Wagen sie alle drei nach dem Molkenmarkt, von wo Lene dann in Untersuchungshaft abgeführt wurde. Man hatte sie im Verdacht der Hehlerei oder sonstigen Theilhaberschaft an den Unterschlagungen Georg's.

Nach Verlauf von einigen Wochen hatte sich ihre Unschuld in dieser Hinsicht herausgestellt, und eines Morgens theilte man ihr mit, daß sie gehen könne.

Schon vorher hatte sie zwar darüber nachgedacht, was aus ihr werden sollte, wenn sie frei würde; aber jetzt, als ihr die Mittheilung so plötzlich gemacht wurde, wußte sie gleichwohl nicht, wie ihr geschah.

„Ich kann gehen?“ stammelte sie tonlos, „ja wo soll ich denn hin?“

„Na, wohin Sie wollen, das ist uns doch egal,“ rief der Wärter lachend, indem er ihr nebst einigen andern Gefangenen den Entlassungsschein aushändigte.

Betäubt und rathlos blieb Lene stehen nnd starrte auf das Papier in ihrer Hand. Sie wußte nicht, wohin sie sich wenden sollte und hatte in diesem Augenblick

sogar ihre Mutter vergessen, auf die sich doch sonst während der Zeit ihrer Untersuchungshaft all' ihr Denken und Sinnen concentrirt hatte.

„Wenn Du nicht weißt, wo Du hin sollst, dann komm doch mit mir," sagte eine mit eleganter Sammtmantille und wallendem Federbarett bekleidete Blondine, die sich ihr inzwischen genähert hatte. Sie mochte wohl so etwas wie kameradschaftliches Gefühl für Lene empfinden, denn ihr Blick ruhte mit einem gewissen Wohlwollen auf dem rathlosen Gesicht der letzteren.

Heute wunderte Lene sich nicht mehr über das vertrauliche „Du," mit dem sie angeredet wurde; während ihrer Untersuchungshaft hatte sie noch über manches andere das Verwundern verlernt. Willenlos ließ sie sich von der Blondine hinausführen.

Als sie auf die Straße hinaustraten und Lene die vielen Menschen bemerkte, erinnerte sie sich plötzlich wieder ihrer Mutter.

„Ich muß hierhin," sagte sie zu ihrer Gefährtin, indem sie nach der Stralauer Straße deutete, als jene den entgegengesetzten Weg einschlagen wollte.

„Nanu, wo willst Du denn hin?"

„Zu meiner Mutter."

„Mutter! na wo ist denn Deine Mutter?"

„Im städtischen Krankenhause."

„Ach so, Du hast also noch eine Mutter hier; na das ist etwas anderes, dann geh' in Gottes Namen. Hat denn Deine Mutter auch noch Wohnung?"

Lene verneinte.

„Na, wenn Du nachher nicht weißt, wo Du bleiben sollst, dann komm nur zu mir,“ fuhr die Blondine fort, „ich wohne Köpnickerstraße 120 vorn zwei Treppen; Du brauchst nur nach Fräulein Hermine zu fragen.“

Lene dankte mechanisch und dann trennte sie sich von ihrer Gefährtin, um zum zweiten Male den Weg nach dem Friedrichshain einzuschlagen.

Als sie im Krankenhause anlangte, war ihre Mutter seit zwei Tagen begraben. Mit gleichgültiger Miene bezeichnete man ihr noch den Kirchhof, auf dem sie beerdigt war und dann ließ man sie theilnahmlos stehen. Die Leute im Krankenhause haben mehr zu thun, als sich mit dem Gemüth eines jungen Mädchens zu beschäftigen. Die meisten von ihnen ahnen wohl kaum etwas von den Seelenkämpfen, die sich grade unter ihren Augen so häufig vollziehen. Ja wenn sie, wie der Uhrmacher in das Uhrwerk, hineinsehen könnten in das Getriebe eines solchen jungen Menschenlebens, dann würden sie sich vielleicht die Mühe nehmen, einen Blick hinein zu thun und vielleicht würden sie dann auch manchmal das feine Körnchen entdecken, welches die Ursache ist, daß der Zahn eines Rades in ein falsches Gewinde greift, wodurch das ganze Triebwerk gehemmt oder vernichtet wird. Ja vielleicht würden sie sich dann auch die Mühe nehmen, dieses Körnchen, dieses Härchen, von dem oft die Zukunft eines ganzen Menschenlebens abhängt, noch im rechten Augenblick zu entfernen; ein guter Rath, selbst ein freundliches Wort ist oft schon im Stande, der Laufbahn eines

Menschen eine ganz andere Richtung zu geben. — Aber das Leben ist eben kein Uhrwerk, von dem man den Deckel abnehmen kann.

Mehrere Stunden brachte Lene an dem Grabe ihrer Mutter zu; aber sie starrte nur gedankenlos und düstern Blickes auf den Hügel. Es fehlte ihr der trostbringende, lebendige Gottesglaube, der allein den Menschen befähigt, niederzuknieen an dem Grabe seiner Lieben und im heißen, inbrünstigen Gebet jene Zuversicht zu gewinnen, die ihm allein die Kraft giebt, voll heiterer Freudigkeit und Gottvertrauen in die Zukunft zu schauen. Ein verworrenes, unklares Grübeln erfüllte ihren Kopf. Es war weniger die Trauer um den Verlust der Mutter, als die Sorge um die Zukunft, das Bewußtsein, ihre letzte Stütze verloren zu haben und ihr Schmerz nahm daher in demselben Maße ab, als ihr Magen, an den sie bisher nicht gedacht hatte, sie zum Essen mahnte.

Der Hunger trieb sie endlich, den Kirchhof zu verlassen. Sie ging zuerst nach ihrer alten Wohnung; allein diese war bereits anderweitig vermiethet und die Wirthin weigerte sich, ihr ihre Sachen herauszugeben, da sie sich für ihre Miethe schadlos halten mußte. So blieb denn Lene nichts anderes übrig, als die blonde Hermine von vorhin wieder aufzusuchen, um bei ihr wenigstens für die nächste Nacht ein Unterkommen zu finden.

Sie begab sich zu ihr und wurde von derselben freudig aufgenommen.

Hermine war leichtsinnig und gutmüthig, wie nach Schiller's Versicherung die Mädchen ihres Schlages alle

sind. Sie gab Lene zu Essen und zu Trinken und besorgte ihr dann eine Wohnung und zwar in demselben Hause, in welchem sie auch wohnte.

„Aber die Leute werden mich doch nicht aufnehmen, ich kann ja die Miethe nicht bezahlen," sagte Lene, als Hermine sie aufforderte, ihre neue Wohnung zu besichtigen.

„Nun Du wirst doch was verdienen," sagte diese einfach.

„Ja, dann muß ich aber doch wenigstens erst wieder in Stellung sein," versetzte Lene.

Hermine brach in Lachen aus.

„Herr Gott bist Du noch kindlich," sagte sie fast mit einem Anflug von Mitleid.

„Was meinst Du denn, wer Dir noch Arbeit geben wird? Glaubst Du denn, es wäre nur so leicht, wieder ein ordentliches Mädchen zu werden, wenn man erst einmal auf dem Molkenmarkt gesessen hat? Versuche es doch einmal, ob Du in ganz Berlin noch einen Prinzipal findest, der Dich in sein Geschäft nimmt und wenn Du in einer Fabrik Arbeit suchen willst, dann lachen sie Dich erst recht aus, wenn Du mit Deiner feinen Kluft dorthin kommst."

Und Hermine hatte in der That recht. Lene besaß weiter nichts, als die elegante Toilette, welche sie auf dem Leibe trug und in der hätte sie nirgends Arbeit gefunden; man wäre ihr überall mit Mißtrauen begegnet. Außerdem fehlte es ihr aber auch an Muth zum Arbeiten. Sie fühlte sich so matt, so schlaff; der lange

Aufenthalt in der Gefängnißluft hatte ihr alle Energie genommen.

„Was soll ich denn aber nur anfangen,“ sagte sie in Thränen ausbrechend.

„Na mit mir kannst Du, nach Vauxhall“ versetzte Hermine fast ärgerlich. „Was kann denn da weiter sein; wer einmal A gesagt hat muß auch B sagen: nun laß nur das alte dumme Heulen sein, davon bekommst Du nur trübe Augen. Heute Abend gehen wir zum Cavalierball und dann wird sich das übrige schon finden.“

Hermine war barsch, fast rauh geworden; vielleicht um nicht selbst von dem Bewußtsein ihres elenden Looses übermannt zu werden. Mit einer beinahe nervösen Hast machte sie Toilette und forderte dann Lene zum Mitgehen auf.

Willenlos ließ diese sich von ihr nach Vauxhall führen und gleichgültig und ohne Theilnahme sah sie die übertünchte, fadenscheinige Pracht jener Gesellschaft an sich vorüberziehen.

Wie sollte sie es anfangen, den Hügel, den sie wie im Traume hinabgerollt war, wieder zu erklimmen? Jetzt sah sie ein, daß die Blumen, an denen sie sich früher berauscht, giftig gewesen, daß der Boden, auf dem sie gewachsen, schlüpfrig war. Bei jedem Schritt, den sie nach oben thun wollte, glitt sie aus und die Blumen, an denen sich sich halten wollte, versagten ihr den Dienst und ließen sie nur noch tiefer hinabgleiten. Sie schloß die Augen, aber nur für einen Augenblick; dann fuhr sie wie von einem Fieberschauer geschüttelt, plötzlich em-

por und trank, um sich zu betäuben, in einem Zuge ein ganzes Glas des perlenden Weines leer, den ein Anbeter Herminens ihr eingeschenkt hatte.

Wie Wolkenschatten beim Sturmwind über Wiesen jagen, so zogen noch einmal die Bilder der Vergangenheit an ihr vorüber: Der Kindheit goldene Tage, des Vaters, der sterbenden Mutter Bild — doch dann kamen der Fehltritt, das Gefängniß, die Noth . . . der Hunger . . .

Es war zu spät.

Sie ließ dem ersten Glase ein zweites folgen und bald war sie die lustigste von allen. — — — — —

— — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr etwa hatte Lene in jener vergifteten Atmosphäre zugebracht, als sie im Pferdebahnwagen durch den Anblick des Kindes, mit dem sie früher gespielt, wieder einmal an die Vergangenheit erinnert wurde, aber sie dachte jetzt ohne sonderliche Bewegung daran zurück. Es war vielmehr das Gefühl gewöhnlicher, mit gutmüthigem Wohlwollen gemischter Neugier, welches sie trieb, sich mit der Kleinen in eine Unterhaltung einzulassen und sich nach den Verhältnissen ihrer Mutter zu erkundigen.

Das Kind gab ihr nur ausweichende, kurze Antworten, allein sie ersah gleichwohl aus denselben, daß die bitterste Noth bei ihren ehemaligen Flurnachbarn herrschte.

Das schüchterne, zurückhaltende Wesen Lieschens schmeichelte ihrer Eitelkeit; sie war thöricht genug sich einzubilden, daß die Ursache desselben in ihrer eleganten

Erscheinung liege. Sie freute sich darüber und die Freude macht bekanntlich dankbar. Eben so bekannt ist es ferner, daß grade die Freude, welche wir für jedwede, namentlich aber jede anscheinend unbeabsichtigte Schmeichelei empfinden, doppelt dankbar macht, wobei dann die befriedigte Eitelkeit noch zur Großmuth reizt. Dasselbe war auch hier bei Lene der Fall. Außerdem trat bei ihr noch eine Wallung natürlichen Mitleids hinzu, ein Gefühl, welches auch in dem verworfensten Geschöpf wohl unterdrückt, aber nie so erstickt werden kann, daß es nicht noch hin und wieder bei irgend einer Gelegenheit zum Ausdruck kommt.

Einer solchen Wallung folgend griff Lene in die Tasche, zog ein Goldstück hervor und wollte es der Kleinen in die Hand drücken.

„Da nimm, für Deine Mutter,“ sagte sie.

Allein nun geschah etwas, woran sie nicht im Entferntesten gedacht hatte: Das Kind zuckte zurück . . . Scheu, furchtsam, ängstlich, ja fast grauend wich es zurück bei der Berührung des unreinen Weibes, ein kurzabgerissenes, gedämpftes „ich mag's nicht“ kam aus seinem Munde und klirrend rollte das Goldstück auf den Boden des Wagens . . .

Das Herz des gefallenen Menschen ist mit einer starren verhärteten Kruste umgeben, die es unempfindlich macht gegen alle inneren und äußeren Eindrücke; aber gleich dem Helden des Nibelungenliedes hat es eine Stelle, an der es verwundbar ist und wenn diese Stelle zur rechten Stunde und mit der rechten Waffe getroffen

wird, dann schmilzt die Kruste und — das Herz muß brechen.

Als Lene fühlte, wie die Hand des Kindes zuckte bei ihrer Berührung und als sie das Grauen in seinem Blick gewahrte, da drang es wie ein heißer Strahl in ihre Seele und wie ein Vogel, den des Jägers Pfeil aus dem Hinterhalt getroffen, blieb sie regungslos und starren Blickes sitzen.

Was war es, das sie so gepackt hatte?

Seltsam! was die Erinnerungen der Kindheit, des sterbenden Vaters Bild, der Hügel, unter dem die Mutter ruhte, was Schmach, Schande, Scham, Hohn und Verachtung nicht vermocht, das brachte jetzt des Kindes Blick zu Stande. Die instinktive, unbewußte Scheu der Unschuld, das Grauen, das sie in des Kindes Augen las, sie trafen die Stelle in ihrem Herzen, wo sie verwundbar war. Gleich dem getroffenen Vögelchen hatte sie keine Ahnung woher der Pfeil gekommen, der in ihrem Herzen saß, sie fühlte nur, daß sie auf den Tod verwundet war.

Das Vöglein bleibt im Erstarren des Todes noch einen Moment regungslos auf seinem Zweige sitzen, noch ein letzter hülfesuchender, irrer Blick, dann brechen seine Augen und laut- und schmerzlos fällt es zu Boden; es ist zu Ende mit ihm.

Mit dem Menschen geht das nicht so schnell.

Als Lene zum Bewußtsein kam, daß sie getroffen, konnte sie es im Wagen nicht mehr aushalten. Sie konnte die Blicke der Menschen nicht ertragen, die neugierig und zum Theil mit höhnischem Lächeln auf ihr

ruhten; sie, die sich doch so lange schon aus dem Hohn und der Verachtung der ganzen Welt nichts mehr gemacht. Sie sprang auf und stürmte hinaus. Ohne erst das Halten des Wagens abzuwarten sprang sie vom Perron, und wäre beinahe noch zu Boden gestürzt; aber sie achtete nicht darauf. Sie wollte nur fort, . . . es war ihr, als ob sie laufen müßte, laufen bis ans Ende der Welt . . .

Auf dem Perron stand ein Herr in Civil und unterhielt sich mit dem Schaffner.

„Nun, was ist denn der Taubenlene in den Kopf gefahren, die hat wohl ihren Fächer vergessen,“ sagte er lachend, als er Lene davon stürmen sah.

Der Herr war Beamter der Sittenpolizei. Er kannte Lene schon länger.

Diese eilte indessen wie von Furien gepeitscht vorwärts. . . . Wohin? Das war ihr gleich, sie konnte nur nicht ruhen. Und wenn man sie hätte in Ketten legen wollen, sie hätte die Ketten zerbrechen müssen; es war ihr, als ob ein Heer von Dämonen sie triebe, unaufhaltsam, ewig weiter zu stürmen. Wie Gift in den Eingeweiden der Menschen, so wühlten die Worte des Kindes in ihrem Herzen: „Ich mag's nicht!“ . . .

Endlich ging sie langsamer; sie konnte nicht mehr; die auf das Fieber folgende Erschlaffung war bei ihr eingetreten.

Sie befand sich am Engelufer und irrte planlos an dem mit einem eisernen Gitter eingefaßten Kanal entlang. Ihr Blick fiel auf das dunkle Wasser, und fast unwill-

kürlich blieb sie stehen. Sie lehnte sich an das Gitter und schaute hinab.

Dort unten spiegelte sich der Himmel wieder; tief und unendlich, und auf seinem Grunde schwamm der Mond. Unendlichkeit! . . . Wenn sie sich dort hinabstürzte, dann brauchte sie nicht mehr zu ermüden, dann konnte sie immer, ewig weiter fliegen, bis nach dem leuchtenden Himmelsbilde, das in tiefer Klarheit zu ihr heraufstrahlte. Dort würde sie Ruhe finden vor den Dämonen, die sie noch immer vorwärts peitschten, während die Kräfte ihres Körpers sie bereits verlassen hatten.

Was sollte sie überhaupt noch auf der Welt. In dem letzten Jahre ihres Lebens hatte sie dieselbe von ihrer scheußlichsten Seite kennen gelernt; ihr ekelte vor derselben. Und gab es noch eine Rückkehr aus dem Schlamme der Verworfenheit, in den sie versunken war? Nein! niemals! Selbst die Erinnerung an eine glücklichere Zeit war erloschen in ihrer Seele. Greuliche, fratzenhafte Gestalten, die Kinder des Lasters streckten grinsend die nackten, fleischlosen Arme nach ihr aus. Immer näher rückten sie; immer drohender wurden ihre Geberden, immer hohnvoller, teuflischer ihr Grinsen . . . Da . . . jetzt waren sie heran . . . sie griffen nach ihrem Herzen . . . Eisig, todesschaurig schnitt es hinein.

Sie stieß einen Schrei aus; einen einzigen Schrei; aber entsetzlich, markerschütternd . . . Dann war alles still. —

— — — — — — — — — — —

Am andern Morgen kam der Beamte, welcher Lene

gestern auf der Pferdebahn gesehen hatte, nach dem 26. Polizeirevier, zu welchem auch das Engelufer gehört. Er fand das Wachtzimmer leer; die Beamten standen in einem kleineren Nebenraume, welcher als provisorisches Arrestlokal diente.

„Was ist denn hier los?" wandte er sich an einen der uniformirten Collegen.

„Eine Wasserleiche," antwortete dieser gleichgültig.

„Haben Sie schon den Leichenwagen bestellt?" fragte der Wachtmeister den Telegraphisten, indem er das Signalement der Leiche aufnahm. — Der Wachtmeister war derselbe, welcher damals mit dem Armenvorsteher ein Verzeichniß der von Lenens Mutter zurückgelassenen Sachen angefertigt hatte, aber er erkannte Lene nicht wieder. —

Der Telegraphist bejahte.

„Sie werden auch gleich noch Depesche an Alle geben müssen, um das Nationale festzustellen;" fuhr der Wachtmeister fort.

Inzwischen hatte der Sittenbeamte sich genähert.

„Herr Gott, das ist ja die Taubenlene!" rief er erstaunt, nachdem er einen Blick auf die Leiche geworfen ... „Na der muß doch wohl noch etwas anderes in den Kopf gefahren sein," setzte er betroffen hinzu, als er sich der Scene von gestern Abend erinnerte.

„Kennen Sie das Frauenzimmer?" fragte der Wachtmeister.

„Freilich kenne ich sie," rief der Beamte, „sie wohnt ja in meinem Revier; hier habe ich sie sogar im Buche."

Er deutete mit dem Finger auf eine Stelle in seinem Notizbuche, wo man Folgendes las:

„Neumann, Anna Helene (Taubenlene), 17. 2. 63 Berlin geb., Schäferstraße 37 bei Lindenburg. (Geht Mittags. Abends Vauxhall).“

„Dann brauchen Sie keine Depesche mehr zu geben,“ rief der Wachtmeister dem Telegraphisten zu, „ich habe das Nationale schon hier.“

Theuer erkauft.

I.

Der Frühappell auf der Wache des X-ten Polizeireviers war soeben beendet. Es war Sonntag. Die Beamten, welche Nachtdienst gehabt hatten und nun für den Rest des Tages dienstfrei waren, zogen ihre Mäntel an, um sich nach Hause zu begeben. Das zweite Drittel derselben schickte sich ebenfalls an, die Wache zu verlassen, um den Vormittagsdienst auf der Straße anzutreten, während die übrigen Collegen ihre Röcke aufknöpften und die langen Pfeifen in Stand setzten, um für einige Stunden in der warmen Stube sich dem süßen Nichtsthun hinzugeben.

Der Revierlieutenant, welcher vor dem Appell bereits seine gewohnte Frühkontrolle abgehalten hatte, stand, den Paletot auf dem Arm, gleichfalls im Begriff, sich in sein Bureau zurückzuziehen, als plötzlich die Thür geöffnet wurde und ein Dienstmädchen in athemloser Hast hereingestürzt kam. Es mußte wohl eine wichtige Angelegenheit sein, die sie herführte, denn sie wandte sich unter gänzlicher Verleugnung der Schüchternheit, mit welcher Dienstmädchen sonst gewöhnlich auf der „Polizei“

zu erscheinen pflegen, direct und ohne Umstände an den Offizier.

„Herr Lieutenant, es möchte doch gleich 'mal Jemand nach der Oranienstraße zu Weigel's kommen, da hat sich eine Familie mit Kohlendunst erstickt."

„Sind schon Leute da, welche Luft gemacht haben," fragte der Offizier, ehe er sich nach etwas Anderem erkundigte.

„Jawohl, Herr Lieutenant, Herr Weigel hat gleich Thüren und Fenster eingeschlagen und der Doctor ist auch schon da," war die Antwort.

„Dann ist es gut; ich werde sofort selbst hinkommen," versetzte der Reviervorstand. „Welche Nummer wohnen Sie denn?"

„Nummer 179a."

„Und bei wem ist das Unglück passirt?"

„Auf dem Hofe rechts im Keller, bei Lüders."

„Schön, dann können Sie gehen; sagen Sie nur zu Herrn Weigel, ich käme sogleich."

Das Mädchen eilte hinaus und der Lieutenant wandte sich zu einem der Beamten, welche im Begriff waren, den Dienst anzutreten.

„Sie können einmal mit mir kommen, Herr Hoppe," sagte er; „nehmen Sie aber eine Mappe und einige Bogen Papier mit, für den Fall, daß wir dieselben gebrauchen sollten."

Gleichzeitig zog er seinen Paletot an und machte sich bereit zu gehen.

Inzwischen näherte sich einer der dienstfreien Beamten, welcher die Meldung des Dienstmädchens mit einer gewissen Bestürzung vernommen zu haben schien, dem Offizier.

„Wenn der Herr Lieutenant es erlauben, dann möchte ich mitgehen,“ sagte er ehrerbietig, „ich kenne zufällig die Leute, um die es sich handelt.“

„Sehr gern, Herr Klingmann,“ versetzte der Offizier, und nachdem der erstere von seinem Kollegen die Mappe in Empfang genommen hatte, verließen beide Männer die Wache, um sich nach dem Schauplatz des Unglücks zu begeben.

Als sie die schmalen, dunklen Stufen nach der Lüders'schen Wohnung hinabgestiegen waren, bot sich ihnen ein trauriges Bild großstädtischen Elends dar:

Von einem Vorflur gelangte man in die durch ein einziges, vergittertes Kellerfenster nur nothdürftig erhellte Küche, welche der ganzen Familie zugleich als Wohn- und Schlafzimmer diente. Von Mobiliar war darin so gut wie gar nichts zu bemerken. Ein dreibeiniger Tisch, den man vor dem Unfallen dadurch zu schützen gesucht, daß man ihn mit der Seite, an welcher das vierte Bein fehlte, gegen die Wand gelehnt hatte; ein Schemel, auf dem eine Schüssel mit schmutzigem Wasser stand, und ein ehemaliger Rohrstuhl, von dessen geflochtenem Sitze sich jedoch nur noch einzelne Spuren zeigten, das war so ziemlich alles, was man sah. In der Kochmaschine, deren Klappe man nachträglich aufgezogen hatte, brannten die darin aufgehäuften Kohlen und ließen

die Ringe in rother Gluth erstrahlen, während in Folge der von Außen hereindringenden eisigen Winterluft gleichwohl eine empfindliche Kälte in dem Raume herrschte. In einer Ecke am Fenster stand ein Bett, oder vielmehr eine Bettstelle. Auf dem mit halbvermoderter Spreu gefüllten Strohsack lag vollständig angekleidet eine bleiche, abgehärmte Frau, welche ein etwa zwei Jahre altes Kind in ihren Armen hielt. Hinter ihr lagen, ebenfalls angekleidet, zwei Knaben im Alter von sechs und sieben Jahren. Alle vier waren nothdürftig mit einer alten zerrissenen Pferdedecke zugedeckt; sonstiges Bettzeug war nicht vorhanden. Am Kopfende des Bettes stand ein alter, halbzerbrochener Weidenkorb, in welchem ein kleines, etwa vier Jahre altes Mädchen mit blassen, lieblichen Zügen und großen, wunderbar schönen, blauen Kinderaugen Platz gefunden hatte. Sie sowohl wie die beiden Knaben blickten halbverwundert, halb fragend auf die fremden Personen im Zimmer, während die Mutter anscheinend vollkommen theilnamlos im Bette lag.

Als die beiden Beamten eintraten, hatte der anwesende Arzt eben seine Bemühungen, die Frau zum Sprechen zu bewegen, aufgegeben und trat nun dem eintretenden Offizier entgegen.

„Dr. Daniel, praktischer Arzt," stellte er sich vor.

„Nun, die Sache ist wohl noch einmal glücklich abgelaufen?" fragte der Lieutenant, nachdem er ebenfalls seinen Namen genannt hatte, während sein scharfer Blick mit einem Schlage das ganze Zimmer überflog.

„Gefahr ist absolut nicht vorhanden; der Versuch ist so zeitig entdeckt, daß er als ohne alle Folgen für die Gesundheit betrachtet werden kann," versetzte der Arzt, aber ich habe bis jetzt vergebens versucht, eine Erklärung aus der unglücklichen Frau herauszubringen."

„Wie ist denn die Sache herausgekommen?" fragte der Offizier den ebenfalls noch anwesenden Hauswirth, indem er sich gleichzeitig nach dem Bette wandte.

„Die Frau, welche hier nebenan auf dem Flur wohnt, hat den Rauch zufällig wahrgenommen und da habe ich gleich die Thür aufgebrochen," versetzte Herr Weigel.

Inzwischen hatte der Polizeioffizier seine Augen fest und prüfend auf die ihn immer noch theilnahmlos anstarrende Frau gerichtet.

„Haben Sie denn auch bedacht, Frau, daß Sie sich eines Mordversuches und noch dazu an Ihren eigenen Kindern schuldig gemacht haben?" fragte er in ernstem Tone...

Der Beamte verstand das Fragen wohl besser als der Arzt.

Die Lippen der Armen begannen krampfhaft zu zucken, einige Male hob und senkte sich ihre Brust und dann stürzte ein Strom von Thränen aus ihren Augen.

„Was soll ich denn machen, es ist doch besser sie ersticken, als daß sie verhungern," schluchzte sie in herzbrechendem Tone.

Erschüttert wandte der Offizier sich ab.

Armuth und Elend! Schon oft hatte er die beiden hohläugigen Gespenster im Laufe seiner langen Dienst=

zeit an seinem Wege getroffen, aber in so ergreifender Gestalt waren sie ihm doch selten begegnet. Es war ihm so eigenthümlich in den Augen; es mußte ihm ein Stück Kohle hineingeflogen sein, denn er zog sein Taschentuch hervor, um sie zu reiben. Für einen Augenblick vermochte er nicht weiter zu sprechen.

„Ist denn die Frau Wittwe?“ wandte Doktor Daniel sich inzwischen an den Wirth.

„Nein, aber der Mann ist ein lüderlicher Patron,“ versetzte Herr Weigel leise, „er ist gestern Abend erst spät und wie gewöhnlich betrunken nach Hause gekommen und heute früh bereits um sieben Uhr wieder fortgegangen. . .“

In diesem Augenblick vernahm man auf dem Flur das Geklapper von Kaffeetassen und gleich darauf erschien das uns bereits bekannte Dienstmädchen des Hauswirthes mit einer Kanne duftenden Kaffee's nebst Tassen und einem Körbchen voll Weißbrod in dem Raume.

Der menschenfreundliche Herr Weigel hatte schon vorher in richtiger Erkenntniß der Situation dem Mädchen einen Wink gegeben und diese hatte sich mit Freuden beeilt, dasjenige herbeizuschaffen, was vor der Hand hier am meisten Noth zu thun schien.

Als die beiden Knaben das einladende Weißbrod gewahrten, schienen ihre matten Augen plötzlich neues Leben zu gewinnen. Mit einer Hast, der man es ansah, daß die Worte der Mutter nur zu begründet gewesen waren, griffen sie nach den ihnen dargereichten Brödchen und auch das kleine blonde Mädchen streckte seine dünnen

Aermchen aus, um ein solches in Empfang zu nehmen, während die Augen der unglücklichen Mutter mit dem Ausdruck innigen Dankes auf den menschenfreundlichen Spender gerichtet waren.

„Nun, dann hätten wir ja wohl weiter nichts hier zu thun," sagte der Lieutenant, indem er sich von neuem nach dem Bette wandte. „Wenn Sie sich wieder etwas erholt haben, kommen Sie nur einmal zu mir, Frau Lüders; vielleicht kann ich Ihnen einige Arbeit verschaffen; und Ihren Mann schicken Sie mir ebenfalls her, ich will einmal ordentlich mit ihm reden. Vor allen Dingen aber verlieren Sie nur den Muth nicht wieder," fuhr er fort, „Sie sehen ja, wenn die Noth am größten, ist die Hülfe am nächsten."

Und dabei ließ er gleichsam als Bestätigung seiner tröstenden Worte einen Thaler in die Hand der armen Frau gleiten.

Er hatte vorher schon gesehen, wie der Schutzmann dem kleinen Mädchen verstohlen ein Geldstück in die Hand gedrückt hatte und mochte nun nicht hinter ihm zurückbleiben.

Nachdem dann noch der Doktor einige freundliche Worte an die zu neuem Leben erweckte Frau gerichtet und versprochen hatte, in den nächsten Tagen noch einmal wieder vorzukommen, um nach den Kindern zu sehen, verließ er mit den Beamten die Wohnung, während „Vater Weigel," wie er im Hause genannt

wurde, nach dem Glaser schickte, um die zerbrochenen Scheiben zu ersetzen, die er vorhin in der Aufregung eingeschlagen hatte, weil es unmöglich gewesen war, das von einer fingerdicken Eiskruste umgebene Fenster zu öffnen.

II.

„Sie können nach Hause gehen, Herr Klingmann, ich brauche Sie nicht weiter," sagte der Lieutenant, als die drei Männer das Haus verlassen hatten und nachdem er dann noch mit einer höflichen Verbeugung von dem Arzte Abschied genommen hatte, kehrte er nach dem Bureau zurück, während Dr. Daniel und Klingmann die Richtung nach dem Görlitzer Bahnhof einschlugen.

„Ach ja," sagte der Arzt, nachdem sie einige Schritte gegangen waren, indem er erleichtert die frische Morgenluft einathmete, „wann wird nur endlich einmal das Elend in der Welt ein Ende nehmen?"

„Das ist eine eigene Sache, Herr Doktor," versetzte der Beamte, „so lange die Leute noch glauben, daß Austern und Rothwein besser schmecken als trockenes Brod und Wasser, wird wohl kaum darauf zu hoffen sein."

„Na na," rief der Doktor lachend, „Sie wollen doch nicht etwa das Gegentheil behaupten?"

„Allerdings behaupte ich das," war die Antwort, „es ist sogar meine feste Ueberzeugung, daß grade die unzähligen eingebildeten Bedürfnisse der heutigen Gene-

ration mit die Hauptursache sind an dem überhand nehmenden Elend unserer Zeit."

„Damit mögen Sie nicht so ganz Unrecht haben," versetzte der Arzt, der ein gewisses Erstaunen, derartige Anschauungen bei seinem Gefährten zu finden, nicht ganz zu unterdrücken vermochte, „aber Sie scheinen zu vergessen, daß es vollständig unmöglich ist, eine Grenze zwischen wirklichen Bedürfnissen und dem, was Sie unter eingebildeten Bedürfnissen verstehen, zu ziehen."

„O im Gegentheil," versetzte Klingmann, „ich möchte vielmehr sagen, nichts ist leichter als das . . ."

„Sie machen mich in der That neugierig, Ihre Auseinandersetzungen darüber zu hören," unterbrach ihn der Arzt, aber hier auf der Straße ist die Gelegenheit dazu wenig günstig, kommen Sie mit nach dem nächsten Restaurant und lassen Sie uns ein Glas Bier trinken, dort können Sie mir in Muße Ihre Ansichten näher auseinandersetzen."

„Ich muß zu meinem Bedauern dankend ablehnen, Herr Doktor," antwortete Klingmann, „ich trinke kein Bier."

„Was! Sie trinken kein Bier? . . . Sie sind doch Soldat gewesen!"

„Neun volle Jahre; aber das ist doch kein Grund, daß ich deshalb nothwendiger Weise Bier trinken muß."

„Nun ja, freilich; doch warum trinken Sie es denn nicht?"

„Ich bin Vegetarier, Herr Doktor."

„Ha ha ha, Sie sind ein wunderlicher Heiliger!"

platzte der Arzt heraus. „Dann darf ich allerdings mein Gewissen nicht belasten und noch weiter in Sie dringen; aber hier am Heinrichsplatz ist eine Conditorei; so lassen Sie uns dort eine Tasse Chocolade trinken, dagegen werden Sie doch hoffentlich nichts einzuwenden haben."

„Keineswegs, Herr Doktor," versetzte Klingmann lächelnd, „ich bin Ihnen im Gegentheil sehr verbunden für Ihr Interesse."

Sie traten in die Conditorei ein und nahmen in einer Ecke am Fenster Platz.

„Also zunächst wollten Sie mir Ihren Unterschied zwischen wirklichen und eingebildeten Bedürfnissen auseinandersetzen," nahm der Doktor das unterbrochene Gespräch wieder auf.

„Nun, ich sollte meinen, das wäre einfach genug," versetzte Klingmann. „Wenn ich Hunger habe oder Durst, so brauche ich zum Beispiel Brod und Wasser, um beides zu stillen: das ist ein wirkliches Bedürfniß; glaube ich aber dazu auch noch Braten und ein Glas Wein nöthig zu haben, so ist das eben ein eingebildetes Bedürfniß."

„Da guckt nun freilich der Vegetarier heraus," warf der Arzt lächelnd ein; „aber wenn ich das auch allenfalls gelten lassen wollte, so giebt es doch noch tausend andere Dinge, die sich nicht in diese Schablone zwängen lassen."

„Ganz recht, Herr Doktor," antwortete Klingmann, „aber Sie werden hoffentlich auch von mir keine Defini-

tion verlangen, die philosophisch unanfechtbar wäre. Ich wollte selbstverständlich mit meinen Worten nur sagen, daß eben eine Unsumme von Bedürfnissen, die heutzutage von den meisten Menschen als unentbehrlich betrachtet werden, im Grunde nur auf Einbildung beruhen und daß sogar für die Menschen eine gewisse Lehrzeit dazu gehört, um jene Genüsse schätzen zu lernen. Denken Sie doch nur an die Knaben, welche hinter Nachbars Zaun ihre ersten Rauchversuche machen, die sie mit Uebelkeit und Erbrechen bezahlen müssen, oder an den Widerwillen, den der noch unverdorbene Geschmack jüngerer Leute vor dem Fusel empfindet. Müssen Sie nicht selbst zugeben, daß ebenso wie das Laster des Trinkens und Rauchens auch noch tausend andere Bedürfnisse dem Menschen so zu sagen erst anerzogen werden? Und das Schlimmste dabei ist, daß eben mit den Genüssen auch unsere Bedürfnisse wachsen. Jemehr der Mensch hat, desto mehr will er haben. Aus diesem Satze gebiert sich der Neid, mit welchem die minder begüterten Klassen zu den begüterten aufblicken. In dem niederen Volke ist vielfach die Meinung verbreitet, daß die reichen Leute fast ausschließlich von Delikatessen leben; es vergißt, daß diese Delikatessen mit dem Besitz eben aufhören, solche zu sein. Wie treffend wird dieser leider verhängnißvolle Irrthum nicht durch jene beiden Schweinehirten illustrirt, die sich gegenseitig ausmalten, was sie wohl thun würden, wenn sie Könige wären: der eine wollte seine Schweine zu Pferde hüten und der andere wollte dann nur noch Zündschwamm rauchen . . ."

Der Doktor lächelte: „Sie müssen hierbei aber nicht vergessen, lieber Herr Wachtmeister," sagte er, „daß gerade in diesem sehr treffenden Scherze sich der im Grunde gesunde Sinn des Volkes offenbart, weil es doch diese Anekdote als hübschen Scherz aufgenommen und verbreitet hat."

„Leider kann ich das nicht so ganz zugeben," versetzte Klingmann, „denn der Scherz verdankt seinen Ursprung nicht der Gesammtheit, sondern dem Kopfe eines Einzelnen, und dem Volke geht es wie den Brüdern des reichen Mannes im Evangelium: es freut sich über den Scherz, aber es beachtet die weise Lehre nicht, welche darin liegt; mit einem Wort, es gilt heute noch ebenso wie zu Christi Zeiten das Wort Vater Abrahams: „Sie haben Moses und die Propheten; laß' sie dieselbigen hören!"

„Das sind wohl nebenbei auch die Gründe, die Sie zum Vegetarier gemacht haben," warf der Doktor ein.

„Allerdings, Herr Doktor, ich kann es nicht leugnen. Der Vegetarismus vermindert das Bedürfniß nach Genüssen, während er die Freude an denselben erhöht und gerade darin liegt nach meiner Ansicht die schöne und erhabene Bedeutung desselben. Als Vegetarier hat der König in materieller Beziehung so gut wie nichts vor dem Bettler voraus, denn mehr wie satt essen kann er sich doch schließlich auch nicht und es liegt doch wohl auf der Hand, daß mit dem Durchdringen dieser Erkenntniß eine sehr große Anzahl der Bedingungen des heutigen socialen Elendes in sich zusammenfallen würde. Es kommt dann freilich noch die heutzutage fast in er-

schreckendem Maße überhand nehmende Vergnügungssucht hinzu, die allerdings ebenfalls ein gutes Theil der Schuld an jenem Elend trägt."

„Ja, aber nun scheinen Sie mir denn doch etwas gar zu weit über das Ziel hinaus zu schießen, mein lieber Herr Wachtmeister. Das Verlangen nach Zerstreuung und Unterhaltung, welches in jedem lebenden Wesen steckt, ist ein durchaus berechtigtes; Sie können schon an dem spielenden Kinde sehen, daß es tief in der menschlichen Natur begründet ist; ein solches Recht darf unter keinen Umständen bestritten werden. Jeder Mensch hat das Bestreben, sich das Leben so angenehm als möglich zu gestalten, jeder will eben glücklich sein."

„Und ich wünsche von ganzem Herzen, daß alle den rechten Weg zum Glücke fänden, aber leider heißt es auch hier: Viele sind berufen, aber wenige nur sind auserwählt. Nach meinen schlichten Begriffen, die ja allerdings lediglich aus dem praktischen Leben geschöpft sind, ist das Wort „Glück" überhaupt das einfältigste und unsinnigste Wort im ganzen „Brockhaus": Was heißt denn Glück, Herr Doktor? . . . Die meisten Menschen plappern es doch ganz gedankenlos nach, nur weil sie es so und so oft gehört haben. Die Wenigsten nur denken sich etwas dabei und was sie davon denken sollen, das ist auch diesen Wenigen noch nicht einmal klar. Ich will Ihnen gleich einen Beweis aus dem praktischen Leben geben: Treten Sie hinaus auf den Heinrichsplatz; dort können Sie in den wenigen Häusern, welche diesen Platz begrenzen, zwölf Schanklokale sehen, welche lediglich

von Arbeitern besucht werden. Ein Theil dieser Arbeiter geht allerdings dorthin, um sein „Unglück“ zu vergessen, die Meisten aber bilden sich ein, sie würden „glücklich“ sein, wenn sie Geld genug hätten, um dieselben so oft besuchen zu können, als es ihnen wünschenswerth erscheint.— Da haben Sie gleich eine Illustration zu meinen Worten... Denken Sie ferner z. B. an die zahlreichen Maskenbälle, die jetzt im Winter in Berlin täglich stattfinden. Ein solcher Ball verschlingt eine Unsumme Geldes, aber trotzdem ist das „Bedürfniß“ nach derartigen Festlichkeiten in den unteren Schichten der Berliner Bevölkerung ein so dringendes, daß die Fälle, wo Leute ihre Betten oder andere nothwendige Sachen versetzen, um nur jenem „Bedürfniß“ gerecht werden zu können, durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören . . .“

„Aber lieber Freund, die Leute finden doch nun einmal Geschmack an diesen Vergnügungen, ich sehe nicht ein, wie es möglich wäre, daran etwas zu bessern . . .“

„Das ist ja eben die Krankheit unserer Zeit, Herr Doktor; allein, sollte es denn wirklich nicht möglich sein, dem Geschmack des Volkes eine andere Richtung zu geben? Ich fürchte nur, man hat es an Bemühungen in dieser Hinsicht fehlen lassen, denn ich halte gerade unser deutsches Volk für in hohem Grade belehrungs- und bildungsfähig, es kommt nur darauf an, seinen von Natur guten, aber irregeleiteten Geschmack in die richtigen Bahnen zu lenken; aber freilich, da müßte der Staat in erster Linie eingreifen.“

„Sie machen mich immer neugieriger,“ versetzte der

Arzt, dem es ein Vergnügen zu machen schien, dem Beamten so viel als möglich von seinen naiven Anschauungen zu entlocken, „in welcher Weise sollte der Staat auf den Geschmack des Volkes einzuwirken vermögen?“

„Auch das denke ich mir sehr einfach,“ versetzte Klingmann eifrig. „Ich habe in meiner Jugend einmal von den Kampfspielen der Römer zur Zeit der Cäsaren gelesen. Sollte es nicht möglich sein, diese Spiele, allerdings im edleren Sinne, wieder zu neuem Leben zu erwecken?“ ... Warum könnte man z. B. nicht in den volkreichen, hauptsächlich von Arbeitern bewohnten Vierteln der großen Städte staatlich subventionirte Theater errichten, in welchen den Leuten gegen ein ganz geringes Eintrittsgeld, welches vor allen Dingen für alle Plätze gleich sein müßte, wirklich gute, volksthümliche Darstellungen geboten würden . . .“

„Aber lieber Freund, haben wir denn nicht schon Theater mehr als zu viel in Berlin und sehen Sie denn nicht, daß dieselben überhaupt nicht oder nur nothdürftig ihr Leben zu fristen im Stande sind?“

„Theater allerdings genug, aber was für welche und was und wie wird dort gespielt? . . . Nein, Herr Doktor, so denke ich mir das deutsche Volkstheater nicht. Das Bestehen desselben, wie ich es meine, müßte vor allen Dingen vom Staate garantirt sein. Die Stücke, die dort aufgeführt werden, müßten von staatlich eingesetzten, aus wirklich sachverständigen Männern bestehenden Commissionen geprüft werden und dann mag in letzter Linie

das Volk als freier und unpartheiischer Richter entscheiden. Denken Sie sich nur, Herr Doktor, welch' ein Sporn es für unsere Dichter sein müßte, wenn sie hoffen könnten, so unabhängig von all' den Intriguen, gegen die sie heute zu kämpfen haben, mit ihren Stücken vor das Publikum treten zu dürfen in der Gewißheit, daß, wenn sie etwas wirklich Gutes geleistet haben, auch das Volk, die Gesammtheit, mit einem Worte, der Staat hinter ihnen steht, um ihnen das zu geben, was ihnen gebührt; nämlich nicht nur die Ehre, sondern auch die Mittel, um unbehindert von Sorgen um das tägliche Brod weiter dichten und schaffen zu können."

„Nun, ich will zugeben, daß dieser Gedanke nicht so übel ist, aber ich zweifle dennoch, ob im Volke der Sinn für solche Unterhaltungen in dem Maße vorhanden ist, als Sie es vorauszusetzen scheinen."

„O, warum zweifeln Sie daran, Herr Doktor. Glauben Sie mir, der Sinn dafür ist schon vorhanden, er schlummert nur augenblicklich noch im Bewußtsein des Volkes. Ich möchte ihn mit dem Schatz des Nibelungenliedes vergleichen und bin überzeugt, es kommt nur darauf an, ihn zu heben. Wenn das ernstlich versucht wird, wenn man sich wirklich Mühe giebt in dem Sinne, wie ich es hier ausgesprochen habe, den Geschmack des Volkes zu läutern und zu veredeln, dann wird mit dem Schwinden so mancher unedlen, krankhaften Bedürfnisse auch das Elend der heutigen Zeit abnehmen und es wird eine schönere, glücklichere Epoche für die sogenannten Armen und Enterbten anbrechen."

„Sie sind ein Schwärmer, lieber Herr Wachtmeister, aber ich glaube, ein glücklicher," sagte Dr. Daniel mit freundlichem Lächeln. „Ich möchte Ihnen Ihre Ideale nicht rauben; allein ich fürchte, Sie werden auch ohne mich mit der Zeit noch einsehen lernen, daß man die Welt nehmen muß wie sie ist und nicht, wie man sie gern haben möchte."

„Ich bin allerdings Optimist, Herr Doktor," war die Antwort des Schutzmanns, „aber gleichwohl verhehle ich mir keineswegs, daß es schwer ist, Millionen zu bekehren; auch weiß ich sehr gut, daß noch andere Teufel auszutreiben sind, die an dem Marke des Volkes zehren, allein ein Schwärmer bin ich deshalb noch lange nicht; im Gegentheil, ich bilde mir etwas darauf ein, ein durchaus praktisch und vernünftig denkender Mensch zu sein, der die Welt allerdings nicht durch die grüne oder blaue Brille der Gelehrsamkeit, sondern von dem bescheidenen Standpunkte eines untergeordneten Polizeibeamten ansieht und ich will Ihnen gleich einen Beweis liefern daß ich in der That recht prosaisch sein kann."

„Nun, und der wäre? . . ."

„Reinlichkeit ist das halbe Leben! . . ."

Der Doktor brach in Lachen aus. „Das klingt allerdings recht prosaisch," rief er belustigt; „aber wie meinen Sie das?"

„Ich meine, daß die Unreinlichkeit auch noch einer von den Teufeln ist, die ich vorhin erwähnte und ich glaube, Herr Doktor, daß Sie mir in dieser Beziehung unbedingt zustimmen werden. Ich weiß nicht, ob Sie

den alten geheimen Sanitätsrath Dr. Uhde gekannt haben . . ."

Der Arzt schüttelte den Kopf.

„Nun, wenn der zu Leuten kam, — es mochte sein, wo es wollte — dann war es immer sein erstes, ohne guten Tag oder sonst etwas zu sagen, spornstreichs nach dem nächsten Fenster zu laufen und beide Flügel desselben sperrangelweit aufzureißen. Ich dächte, wir beide könnten am besten wissen, Herr Doktor, daß er Recht hatte. Erst neulich noch führte mich eine dienstliche Angelegenheit zu Leuten, denen zwei Kinder an Lungenentzündung darniederlagen und was meinen Sie, in welchem Zustande ich die Wohnung antraf:

Die Frau hatte, trotzdem ihr eine Küche zur Verfügung stand, in der Stube in einem kleinen eisernen Ofen Feuer angemacht und briet ein paar Bratwürste auf demselben. Das Zimmer war derartig mit Qualm und Dunst angefüllt, daß man, wie man so sagt, nicht mit dem Säbel durchzuschlagen vermochte und aus diesem Qualm heraus vernahm ich das Röcheln der kranken Kinder, die ich nicht einmal sehen konnte. Muß einen bei dem Anblick solcher Zustände — und Sie wissen noch besser als ich, Herr Doktor, daß sie etwas alltägliches sind — nicht ein tiefes Erbarmen ergreifen mit dem trotz aller modernen Aufklärung noch so tief in der Unwissenheit steckenden Volk? Ich bin fest überzeugt, jene Frau hat ihre Kinder sehr lieb gehabt, sie würde in Verzweiflung gerathen, wenn man ihr die Erkenntniß beizubringen vermöchte, daß sie selbst wahrscheinlich die

Mörderin derselben gewesen ist, aber zu dieser Erkenntniß wird sie voraussichtlich nie gelangen.

„Und woher kommt diese Unwissenheit, dieser Mangel an Kenntniß der elementaren Lebensbedingungen? Woher kommt es, daß man namentlich in großen Städten so viele Kinder mit krankhaftem, elendem Aussehen umherlaufen sieht? ... Man pflegt gewöhnlich die Schuld auf die mangelhafte Ernährung zu schieben und wenn die im Potsdamer Viertel wohnende Frau Geheimräthin einmal zufällig solche arme Kinder ungewaschen und ungekämmt zu sehen bekommt, dann wird ihr Herz von Mitleid bewegt und sie betheiligt sich vielleicht noch eifriger als zuvor an allen möglichen Volksbazars und Wohlthätigkeitsanstalten. Allein während dessen verkaufen die Schlächter auf dem Wochenmarkte des Lausitzerplatzes nach wie vor ihre schlechte Wurst für vierzig, sage vierzig Pfennig das Pfund an die armen Leute des Anti-Potsdamer Viertels und diese glauben ihren Kindern noch einen Gefallen zu thun, wenn sie sie damit regaliren. Meinen Sie nicht selbst, Herr Doktor, daß die Frau Geheimräthin der Sache des Volkes einen weit größeren Dienst leisten könnte, wenn sie selbst einmal eine Probe dieser Wurst, die sie wahrscheinlich Anstand nehmen würde, ihrem Schooßhündchen anzubieten, kaufte und ihrem Herrn Gemahl zur Ansicht vorlegte, um ihm so eine der Ursachen des socialen Elendes ad oculos zu demonstriren?

„Das Volk muß in erster Linie lernen, was ihm vor allen Dingen noth thut. Während es sich mit der Zukunft beschäftigt, vergißt es darüber die Gegenwart;

es lebt in dem Glauben, daß ihm nur durch Gesetze und socialpolitische Institutionen geholfen werden kann, es vergißt, daß es vor allen Dingen sich selbst helfen muß, und das kommt daher, daß diejenigen, welche sich berufen glauben, das Volk zu belehren und zu bessern, ihres Berufes vergessen oder ihn verkennen. Was soll man z. B. davon denken, wenn, wie es häufig geschieht, in Berliner Arbeitervereinen von Aerzten und anderen Gelehrten Vorträge über Darwinismus und dergleichen abstrakte Themata gehalten werden: Seien Sie einmal ehrlich, heißt das nicht ein ganz klein wenig Perlen vor die Säue werfen? . . .

„Bitte sehr, Herr Doktor," lenkte der Beamte ein, als er die abwehrende Handbewegung des Arztes gewahrte, „der Vergleich ist nicht im verletzenden Sinne gemeint und ich will damit dem einzelnen, intelligenteren Arbeiter durchaus nicht das Recht absprechen, sich auch für solche Dinge zu interessiren, aber der großen Masse gegenüber sind derartige Vorträge jedenfalls verfehlt und es wäre weit, weit nützlicher, wenn man den Leuten an Stelle derselben häufiger, als es bisher geschieht, etwas über den Werth und Nutzen der Reinlichkeit erzählte. Vor allen Dingen müßte auch in den Schulen nach dieser Richtung hin mehr gewirkt werden und last not least ist es selbstverständlich Sache der Staatsgesetzgebung, hier fördernd und helfend einzugreifen. Ich will Ihnen gleich noch ein Beispiel anführen, Herr Doktor, das geeignet ist, meine letzte Forderung zu rechtfertigen. Ich kenne zufällig die Familie, welche wir vorhin in so trost-

losem Zustande gesehen haben; die Frau hat der meinigen früher öfters beim Waschen und Reinemachen geholfen. Was meinen Sie wohl, welches die Ursachen sind, die jene Frau zu dem Schritte der Verzweiflung getrieben haben, vor dessen Folgen nur ein glücklicher Zufall sie und ihre Kinder bewahrt hat?"

Der Arzt zuckte die Achseln. „Die Einzelheiten entziehen sich natürlich meiner Beurtheilung," antwortete er.

„Ich will es Ihnen kurz erzählen," fuhr der Schutzmann fort: „Die Frau stammt aus Mecklenburg. Als sie vierzehn Jahre alt war, zog sie mit ihren Eltern nach Berlin. Ihr Vater fand hier Arbeit in einer Fabrik; die Mutter ging täglich aus dem Hause, um als Wäscherin einige Groschen zu verdienen, und als die Tochter confirmirt war, mußte sie ebenfalls von früh bis spät in einer Cartonfabrik arbeiten, um ihren Theil zur Ernährung der Familie beizutragen. Es liegt auf der Hand, daß sie unter solchen Verhältnissen keine Gelegenheit hatte, auch nur das geringste vom Haushalten, Kochen und dergleichen zu lernen. Als sie zwanzig Jahre alt war, lernte sie einen Landsmann, der hier bei der Garde gestanden und als Schlosser nach seinem Abgange Arbeit in einer hiesigen Nähmaschinenfabrik gefunden hatte, kennen. Die beiden Leute fanden gegenseitig Gefallen aneinander und heiratheten sich. Nun denken Sie sich einmal einen solchen Haushalt: Der Mann hat sich eine Frau genommen, weil er des Junggesellenlebens müde ist, weil er einen eigenen Heerd, ein gemüthliches, trautes

Heim haben will, wo er nach des Tages Last und Mühe ausruhen möchte. Ist die Frau, welche nicht einmal versteht, eine Tasse Kaffee zu kochen, im Stande, ihm ein solches zu bereiten? Nein! sie vermag es nicht, sie hat es einfach nicht gelernt. — Und nun denken Sie sich die Folgen: Es kommen Kinder, Krankheiten, Arbeitslosigkeit, Nahrungssorgen. Was ist die verhängnißvollste Consequenz aller dieser Folgen? Zank und Streit, und Herr Doktor, „Friede ernährt, Unfriede verzehrt . . .“ Der Mann geht in's Wirthshaus, um sein elendes Dasein zu vergessen. Die Frau keift und zankt, er geht erst recht in's Wirthshaus und — das Ende vom Liede ist das Drama, dessen Zeugen wir beide heute waren.“

„Mensch, Sie haben nicht Unrecht,“ rief der Arzt, den die kurze, aber lebenswahre Schilderung des Schutzmannes fast wider seinen Willen erregt und ergriffen hatte. „Sie haben zwar mitunter etwas paradoxe Ansichten, aber es liegt auch manches Wahre in Ihren Worten und ich freue mich aufrichtig, Sie kennen gelernt zu haben.“

Dabei stand er auf und reichte Klingmann die Hand.

Dieser erhob sich ebenfalls und schlug in die dargebotene Rechte ein.

„Paradox mögen meine Ansichten vielleicht sein, das heißt im Lichte der heutigen Weltanschauung,“ fuhr er lächelnd fort, „aber die Welt dreht sich ja auch alle Tage, warum sollte es mit den Begriffen unserer Zeit

nicht ebenfalls einmal anders werden können. Vielleicht giebt die Zukunft mir noch einmal Recht, Herr Doktor, doch wie dem auch sei, jedenfalls bin ich Ihnen sehr dankbar für die Nachsicht, mit der Sie meinen Ausführungen gefolgt sind. Es hat mir wohl gethan, mich einmal ordentlich aussprechen zu können, und ich glaube, schaden kann so etwas nie."

„O nein, im Gegentheil," versetzte Dr. Daniel, „ich hoffe sogar, noch recht oft Gelegenheit zu haben, mit Ihnen über solche Dinge zu sprechen, und damit für heute: Gott befohlen."

Unter nochmaligem herzlichen Händedruck nahmen die beiden Männer Abschied von einander, um sich nach Hause zu begeben.

III.

In großen Zügen haben wir bereits aus dem Munde des Schutzmannes die Geschichte des Lüders'schen Ehepaares gehört; wir müssen nun noch etwas zurückgreifen, um den Leser mit den näheren Umständen bekannt zu machen, welche die unmittelbare Veranlassung zu der im Eingange dieser Erzählung geschilderten Katastrophe bildeten.

Der Schlosser Lüders war von Natur kein schlechter Mensch; er war nur leichtsinnig oder vielmehr leichtlebig, und so war es denn nicht zu verwundern, daß die von dem Schutzmann angedeuteten traurigen Verhältnisse ihn zum Trinker gemacht hatten. Natürlich brauchte er in Folge dessen sehr viel Geld zur Bestreitung seiner eigenen Bedürfnisse. Sein wöchentlicher Verdienst belief sich auf etwa zweiundzwanzig Mark. Früher hatte er seiner Frau gewöhnlich zwölf Mark abgegeben, von denen sie dann die sämmtlichen Bedürfnisse der Familie zu bestreiten hatte, während er die übrigen zehn Mark zu seinem ausschließlichen Taschengeld behielt. So gering nun auch jene Summe als Haushaltsgeld für eine aus sechs Personen bestehende Familie. sein mochte, es war

der Frau bisher immer noch gelungen, mit Hülfe ihres geringen Nebenverdienstes sich und ihre Kinder vor der äußersten Noth zu schützen.

Allein da war im letzten Sommer unter den Arbeitern der Fabrik, in welcher Lüders beschäftigt war, ein ziemlich lange andauernder Strike ausgebrochen, an dem jener sich natürlich auch betheiligt hatte. Dadurch gerieth die Familie in die bitterste Noth. Sie hatten die Miethe nicht bezahlen können und der Eigenthümer ihrer früheren Wohnung hatte sie in Folge dessen am ersten October vor die Thüre gesetzt, ohne ihnen auch nur ein einziges Stück von dem armseligen Mobiliar zu lassen, das ihnen bisher noch geblieben war. Sie hatten nur froh sein müssen, daß der menschenfreundliche Herr Weigel ihnen wenigstens die leere Küche gegen ein geringes Entgeld überlassen hatte, sonst hätten sie vielleicht gar kein Unterkommen gefunden.

Lüders, anstatt sich in Folge dieser harten Schicksalsschläge einzuschränken, gab sich im Gegentheil mehr denn je dem Trunke hin und da ihm die Mittel fehlten, seinen Neigungen wie früher zu fröhnen, so machte er Schulden. Diese waren mit der Zeit dergestalt angewachsen, daß er, um sie nach und nach abzahlen zu können, als die Arbeit endlich wieder aufgenommen wurde, seiner Frau nur noch zehn Mark wöchentliches Haushaltsgeld gab. Allein wie die bergab rollende Kugel an Geschwindigkeit stetig zunimmt, so riß auch den Trunkenbold das Laster immer tiefer in den Abgrund hinab. Er hatte nicht mehr die Kraft, sich das Geld zur Bezahlung

seiner Schulden am Munde abzusparen und so war er einfach schon seit längerer Zeit der Destillation, in der er sie gemacht hatte, fern geblieben.

Am gestrigen Sonnabend war er jedoch in Folge der energischen Mahnungen des betreffenden Wirthes wieder dort eingekehrt, in der Absicht, eine Abzahlung von Drei Mark zu leisten. Er hatte zu diesem Zweck dem Destillateur das Zwanzigmarkstück eingehändigt, welches er in der Fabrik als Lohn bekommen hatte und dieser, in der wohl nicht ganz unbegründeten Voraussetzung, daß sich eine so günstige Gelegenheit, zu seinem Gelde zu kommen, so bald nicht wieder bieten würde, weigerte sich einfach, ihm etwas wieder herauszugeben. Alles Bitten und Flehen war umsonst. Er beschwor den Wirth, ihm wenigstens die Hälfte der Summe zurückzugeben, und zu seiner Ehre sei es gesagt, er wollte sie für die Familie haben; aber jener war unerbittlich. Als Lüders dann schließlich in der Verzweiflung sich zu Drohungen hinreißen ließ, wurde er unter dem Spott und Hohn der übrigen Gäste einfach vor die Thür geworfen.

Was sollte er jetzt anfangen? . . . So tief er auch gesunken war, in diesem Augenblick standen ihm doch seine Frau und die Kinder vor Augen, von denen er wußte, daß sie zu Hause sehnsüchtig seiner harrten um — Brod zu kaufen. Aber die menschliche Natur ist an sich schon ein Räthsel, die Natur des Trinkers ist ein doppeltes: — Anstatt die wenigen Pfennige, welche ihm noch geblieben waren, nun wenigstens nach Hause zu bringen, begab er sich in seiner Verzweiflung nach dem Local, in

welchem er in letzter Zeit verkehrt hatte, um sie auch noch zu vertrinken. . . . . .

. . . .

Inzwischen saß die arme Frau mit den hungernden und frierenden Kindern in der kalten Küche und wartete auf den Mann, der ihr Ernährer hätte sein sollen. Es war dunkel; sie scheute sich, Licht anzuzünden, um das Petroleum zu sparen. Wozu brauchte sie auch Licht? Sie hatte ja nach nichts zu sehen. Leise weinend hatte sie sich, die zwei kleinsten Kinder auf dem Schoß, in eine Ecke gekauert, während die beiden Knaben neben ihr auf dem Schemel saßen. Alle waren dicht an einander gerückt, um sich gegenseitig zu erwärmen und außerdem hatten sie sich noch nach Möglichkeit in die als Deckbett dienende Pferdedecke eingehüllt.

Gesprochen wurde nur wenig. Die Kinder waren eingeschlafen und nur, wenn draußen auf dem Hofe Schritte hörbar wurden, fragte hin und wieder eins derselben: „Mutter, kommt Vater jetzt?"

Es war jedesmal ein heißer Schmerz für die unglückliche Frau, wenn sie den hungernden Kleinen immer wieder mit Nein antworten mußte. Kannte sie doch den wankenden Schritt des Vaters nur zu gut: er kam noch nicht.

Das fahle Licht einer auf dem Hofe brennenden Laterne fiel in flackernden Strahlen durch das vergitterte Fenster. In trübes Sinnen verloren schaute die Frau auf die von den Eisenstangen gebildeten dunklen Schattenstreifen. Sie erschienen ihr wie ein phantastisches Spinn-

gewebe und es war ihr, als ob es der Widerschein von dem Netz von Gedanken wäre, welches große häßliche Spinnen in ihren armen pochenden Schläfen webten. Es war ihr, als wenn sie in zahllosen Schaaren von den Wänden herab kämen um ihr zuckendes Hirn zu martern.

Ihr vergangenes Leben zog an ihrem Geiste vorüber. Sie gedachte ihrer frühesten Jugend, wo sie als fröhliches, von Gesundheit strotzendes Kind voll unbändiger, übersprudelnder Lebenskraft sich auf der Haide umhergetummelt hatte. Wie öde und arm hatte es auch damals im Elternhause ausgesehen und doch wie glücklich war sie gewesen. Was hatte ihr gefehlt damals? Alles, was die große Weltstadt ihr später an Zerstreuung und Unterhaltung geboten hatte, — nichts was sie wirklich vermißt hätte: sie war glücklich gewesen . . . Es war aber auch die einzige glückliche Zeit ihres Lebens gewesen. Als die Eltern nach der großen Stadt gezogen waren, hatte es ein Ende damit gehabt. In den engen, dumpfen Mauern war sie nicht mehr froh geworden. Von früh bis spät hatte sie im Fabriksaal rastlos bei ihrer gleichmäßigen eintönigen Arbeit sitzen müssen; höchstens war dieselbe ab und zu einmal von den Zänkereien und Streitigkeiten zwischen den Colleginnen unterbrochen worden. So waren die Jahre dahingeschwunden, eins wie das andere und dann hatte sie sich verheirathet. War es da besser geworden? Für kurze Zeit hatte es ihr so geschienen. Die verklärende Macht der Liebe hatte auch in das verdüsterte Gemüth des gefangenen

Naturkindes ihre warmen Strahlen gesandt. Es war ihr wie ein Glückstraum aus ferner Jugendzeit erschienen; aber eben auch nur wie ein Traum. Mit dem Erwachen war ihr die Erkenntniß gekommen, daß sie auf der Welt nichts mehr zu hoffen hatte. Sie war immer mürrischer und verdrießlicher geworden und in demselben Maße hatte ihr Mann sich ihr immer mehr entfremdet.

Mit einem Male war es ihr, als ob eine große glänzende Spinne durch das zermarterte Hirn gelaufen sei. Sie spann ein Netz wie von lauter Lichtstrahlen und immer heller und heller wurde das Leuchten dieser Strahlen, obgleich die Laterne draußen längst ausgelöscht war. Wie war ihr denn das nur mit einem Male gekommen? . . . warum hatte sie nicht schon längst daran gedacht? . . . Ja, mürrisch und verdrießlich war sie geworden, das hatte den Mann aus dem Hause getrieben; sie selbst war Schuld an dem Elend, das sie nun schon so lange hatte tragen müssen; aber heute noch wollte sie anders werden; sie wollte nicht wieder keifen, sie wollte geduldig, nachsichtig, freundlich sein und o, sie wußte es, ihr Mann würde wieder werden, wie früher, er würde ihr wieder ein zärtlicher Gatte, seinen Kindern ein gütiger, liebevoller Vater sein . . .

In diesem Augenblick vernahm sie die schweren, unsicheren Schritte ihres Mannes auf dem Hofe. Voll freudigen Muthes weckte sie die Kinder und erhob sich, um Licht anzuzünden. Sie wollte heute noch ein anderes Leben beginnen . . .

Und nun hatte der Mann den letzten Pfennig vertrunken! —

Der Schlag war zu hart . . . Sie hatte so fest auf die zehn Mark gerechnet. Diese hatte er ihr bis jetzt wenigstens immer regelmäßig gegeben. Sie hatte die hungernden Kinder auf die Ankunft des Vaters vertröstet, sie hatte eben noch so gute Vorsätze gefaßt und nun war das alles, alles umsonst gewesen . . . Es war zu viel.

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und brach in leidenschaftliches Jammern aus.

Der Trunkenbold seinerseits hatte trotz seines Leichtsinns Gewissensbisse gefühlt. Aber wie alle unedlen und schwachen Naturen fehlte es ihm an Muth, sein Unrecht einzugestehen und so griff er zu dem gewöhnlichen Mittel, welches Menschen seines Schlages in ähnlichen Fällen anzuwenden pflegen: Er suchte die Stimme des Gewissens und das Jammern der Frau durch Fluchen und Schelten zu übertäuben, indem er sich absichtlich in eine Art künstliche Wuth hineinzutoben suchte.

Und nun folgte eine schreckliche Scene. Da die Frau in ihrem leidenschaftlichen Schmerz nicht nachließ, ihm unter den heftigsten Vorwürfen das Geld abzufordern, welches er nicht mehr besaß, so artete seine anfängliche Verstellung schließlich in wirkliche Raserei aus.

„Sei still!“ schrie er der Unglücklichen zu, während seine rollenden Augen in wahnsinnigem Zorn funkelten, allein diese war ebenfalls ihrer selbst nicht mehr mächtig.

„Trunkenbold, Unmensch!“ rief sie ihm zu.

Außer sich vor Wuth griff er nach einem Stück Holz, welches auf der Maschine lag und drang auf sie ein.

Schon hatte er den Arm erhoben und kreischend streckte die Frau die Hände aus, um den Schlag abzuwehren, als plötzlich aus der Ecke, in der sich die Kinder angstvoll niedergekauert hatten, das kleine Mädchen herbei eilte:

„Vadding!“ ... schrie sie ... weiter nichts ... Aber der Ton, mit dem sie es hervorgestoßen, war so angstvoll, so unnatürlich rauh, die starren Augen zeigten einen so seltsamen Ausdruck, daß der Trunkenbold wie versteinert stehen blieb. Erst nach einer Weile senkte er langsam, fast mechanisch den Arm, während die Mutter unter lautem Schluchzen das Kind, welches sich wie in einer Art Starrkrampf zu befinden schien, auf ihren Schoß nahm. Der kleine Körper des armen Wesens zitterte krampfhaft in Folge der heftigen Aufregung; es dauerte sehr lange, ehe es sich einigermaßen wieder erholte und während es dann mit seinen großen unschuldigen Augen fragend zu der Mutter aufschaute, kam es von Zeit zu Zeit in abgebrochenen Tönen aus seinem Munde:

„Mudding nich slahn, nich slahn Vadding! . . .“

Die kleine Lining war des Vaters Liebling, sie war sozusagen die einzige, die noch eine gewisse Macht über das Herz des Trunkenboldes besaß. In all' seiner Rohheit vermochte derselbe doch nicht, sich dem Zauber dieser süßen, unschuldigen Kinderaugen zu entziehen und daher standen ihm auch im Laufe der Nacht fortwährend

die krampfhaft verzerrten Züge der armen Kleinen vor dem Gewissen und mahnten ihn zur Umkehr.

Und er nahm sich vor, umzukehren. Morgen mit dem frühesten wollte er zu einem Bekannten gehen und denselben um ein Darlehn bitten. Von nun an wollte er jeden Pfennig zusammenhalten, um die Familie aus der verzweifelten Lage, in der sie sich durch seine Schuld befand, zu befreien.

Ohne ein Wort zu sagen, stand er am andern Morgen auf, kleidete sich an und verließ die Wohnung.

Die Frau, welche natürlich von seinen inneren Kämpfen keine Ahnung hatte, glaubte nicht anders, als daß er wie gewöhnlich wieder seine Destillation aufsuchen wolle. Sie verharrte ebenfalls schweigend. Eine Art starrer Verzweiflung hatte sich ihrer bemächtigt; allein als es nach und nach Tag wurde und die Kinder von neuem nach Brod verlangten und fragten, ob sie denn keinen Kaffee kochen wolle, es sei doch Sonntag, da gerieth sie in eine Art Paroxismus, in dem sie nicht mehr zu wissen schien, was sie that.

Unter heftigem, krampfhaftem Schluchzen und Weinen, ab und zu von wahnsinnigen Verwünschungen unterbrochen, kratzte sie den Rest der Kohlen, die sie noch aufgespart hatte, zusammen und machte in der Kochmaschine Feuer an. Nachdem dasselbe angebrannt war, verriegelte sie die Thür und schloß die Klappe an der Maschine. Zum Überfluß verstopfte sie dieselbe noch mit nassen Tüchern und legte sich darauf, ab und zu die Kinder liebkosend

und dann wieder den Vater verwünschend, von neuem zu Bett, um den Tod zu erwarten.

Zufälligerweise hatte jedoch die bereits erwähnte Nachbarsfrau gehört, wie sie die Thür verriegelte und nichts Gutes ahnend an derselben gehorcht. Die abgebrochenen Töne, welche sie vernahm, hatten ihren Verdacht nur noch mehr verstärkt und schließlich hatte der durch die Spalten der Thür dringende Rauch denselben außer allen Zweifel gesetzt.

Da Frau Lüders auf ihr Klopfen nicht geöffnet hatte, so war sie zu dem Wirth geeilt, um ihn zu Hülfe zu rufen und dieser hatte, wie wir bereits wissen, sofort die Thür aufgebrochen.

IV.

Als Lüders einige Zeit nach der geschilderten Katastrophe wieder nach Hause kam und ihm die Situation, in der die Familie sich befunden, nach und nach klar wurde, erfaßte ihn ein heftiges Zittern. Die Nachbarin verfehlte natürlich nicht, ihm die stattgehabte Scene in möglichst grellen Farben auszumalen und auch Herr Weigel hatte ihm ernstliche Vorhaltungen gemacht und gedroht, ihn auf die Straße zu setzen, wenn er nicht nunmehr ein anderes Leben beginnen würde.

Und es war sein fester Wille, dies zu thun. In den nächsten Tagen kehrte er regelmäßig direct nach Beendigung der Arbeit nach Hause zurück; weder das Zureden noch die Spöttereien seiner Kameraden vermochten ihn von seinem Entschlusse abzubringen. Die Frau hatte sich ebenfalls wieder ihrer guten Vorsätze erinnert und so schien für die beiden Ehegatten in der That ein neues Leben beginnen zu sollen.

Allein so billig sollten sie noch nicht zum Frieden gelangen, eine harte Prüfung hatte ihnen der Himmel noch vorbehalten.

Als der Doktor Daniel nach einigen Tagen wieder

hinkam, um, wie er es versprochen hatte nach den Kindern zu sehen, fand er die ganze Familie verhältnißmäßig wohl, bis auf die kleine Lining, deren Aussehen ihm gar nicht gefallen wollte. Das Kind hatte etwas Fieber und einen mit Heiserkeit verbundenen, kurzen, trockenen Husten. Er ordnete an, daß sie sofort zu Bett gebracht wurde und verschrieb eine lindernde Medicin, die er auf seine eigenen Kosten in der nächsten Apotheke anfertigen und durch den ältesten Knaben holen ließ. Allein seine menschenfreundliche Theilnahme sollte leider keinen Erfolg mehr haben. Als er am nächsten Tage wieder kam, um von neuem nach dem Kinde zu sehen, fand er die Kleine, wie er es geahnt hatte, im heftigsten Fieber und die Mutter in trostloser Verzweiflung an ihrem Lager. Eine äußerst heftig auftretende Lungenentzündung hatte das Kind ergriffen und der erfahrene Arzt sah von vornherein, daß unter den obwaltenden traurigen Verhältnissen an Rettung nicht zu denken war. Er erinnerte sich auf das Lebhafteste seines neulichen Gespräches mit dem Schutzmann Klingmann und von Neuem wieder trat einmal recht greifbar die schon so oft gemachte Wahrnehmung vor seine Seele, daß so manches junge, hoffnungsvolle Leben unter unendlichen Qualen zu Grunde gehen mußte, weil es an den einfachsten Bedingungen zur Erhaltung desselben gebrach. Diesem kleinen, hülflosen Wesen fehlte weiter nichts als gesunde Luft. Er als Arzt mußte sich sagen, daß es wahrscheinlich ohne alle Medicamente genesen würde, wenn es möglich war, ihm jene zu verschaffen. Allein,

welchen Ausweg gab es hier? er hätte freilich Thür und Fenster öffnen lassen können, aber lag dann nicht wieder die Gefahr nahe, daß auch die andern Kinder krank wurden? Und wo hätten diese sonst bleiben sollen? Auf die Straße konnte man sie doch nicht schicken, höchstens hätte man sie zu Nachbarsleuten geben können; allein in einer großen Stadt haben die kleinen Leute genug mit sich selbst zu thun; sie werden unempfindlich gegen das Elend Anderer, weil sie von ihrem eigenen vollauf in Anspruch genommen sind.

Eine tiefe Verstimmung bemächtigte sich seiner. Er hätte dieses liebliche, unschuldige Kind, das einen besonders freundlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte, gern gerettet, aber die Verhältnisse waren stärker als er. Er mußte es seinem Schicksale, das heißt dem Tode überlassen.

Mit einer Art Groll im Herzen ging er hinaus und sein Groll war um so bitterer, als er nicht wußte, mit *wem* er hadern sollte. —

Inzwischen wachten die Eltern Tag und Nacht an dem Lager ihres Lieblings: Die Mutter in stummer wortloser Verzweiflung, während der Vater die leidenschaftlichen Ausbrüche seines mit schweren Selbstvorwürfen gepaarten Schmerzes nicht zu unterdrücken vermochte.

Der armen Kleinen schien in ihren Qualen fortwährend die schreckliche Scene vom Sonnabend Abend vor Augen zu stehen: „Mudding, nich slahn!" rief sie in ihren Fieberphantasien und wenn ihr die Besinnung auf kurze Zeit wiederkehrte, dann wiederholte sie die-

selben Worte, während sie mit flehenden Blicken zu ihrem Vater aufschaute.

Es war ein erschütterndes Bild, wie dann der schluchzende Mann mit seinen schwieligen Händen der armen kleinen Dulderin das Haar aus der eiskalten Stirn strich und in herzzerreißendem Jammer weiter nichts hervorbrachte, als ein halbersticktes: „Min lütt' säut Lining, min lütt' säut Lining!"

. . . .

Es ging zu Ende. Vom Himmel hoch, aus den Regionen der ewigen Liebe schwebte der Engel des Friedens herab. Er trat an das Bett des sterbenden Kindes. Voll unendlicher Wehmuth ruhte sein mildes Auge auf den reinen, klaren Zügen. Er berührte sie mit dem Palmenzweige und verklärte sie mit dem Abglanz seines göttlichen Lichtes . . . Sein Blick fiel auch auf den Mann, der dort im wahnsinnigen Schmerz zu seinen Füßen lag. Lange zögerte er; er schien unschlüssig zu sein, was er thun sollte: allein endlich senkte er den Palmenzweig auch auf ihn herab. Er berührte mit ihm auch die Stirn der unglücklichen Frau, daß ihre Augen die Thränen fanden und dann nahm er die reine Seele des todten Kindes mit sich hinauf zu Gott, während er den klagenden Eltern das zurückließ, was ihnen vor allem Noth that: den Frieden.

Er ist ihnen geworden, aber . . . sie hatten ihn theuer erkauft.

Die Wrangeldore.

Es war ein bitterkalter Decemberabend. In Gestalt von Millionen kleiner krystallener Sternchen wirbelte der Schnee in der beißend kalten Luft umher. Der tückische Ostwind wollte ihn nicht zur Ruhe kommen lassen. Wenn ich nicht schlafen darf, dann braucht ihr auch nicht auf der Bärenhaut zu liegen, mochte er denken und kaum daß eine Wolke der kleinen, eisigen Körnchen eine kurze Pause gekommen glaubte und Miene machte, sich auf die Erde herab zu lassen, dann fuhr er wieder mit wüthendem Heulen dazwischen und peitschte sie im tollen Wirbel von neuem in der dichten, grauen Luft umher. Die Flammen der Straßenlaternen waren nur in nächster Nähe zu unterscheiden. Von weitem gesehen glich das Licht jeder einzelnen einer großen, matten Dunstscheibe, ähnlich der von grauen Nebelwolken verschleierten Sonne.

Die wenigen Menschen, welche man hie und da auf den Straßen erblickte, huschten wie gespenstische Schatten in größter Eile an den Mauern der Häuser entlang, um nur so schnell als möglich wieder unter das schützende Dach und in die warme Stube zu kommen.

Nur der Schutzmannsposten auf dem Michaelkirchplatz schien diese geschäftige Hast nicht zu theilen. Den Kopf nach vorn gebeugt, um wenigstens die Augen gegen die prickelnden Eiskörner zu schützen, welche ihm der tückische Sturm wie aus reiner Chikane unaufhörlich ins Gesicht trieb, setzte er mühsam aber beharrlich gegen das Unwetter ankämpfend seine Runde um die Kirche fort. Den Pelzkragen hatte er hochgeschlagen und ihn außerdem noch mit einer wollenen Schnur zusammengebunden, um dem eisigen Winde das Eindringen zu verwehren; allein dieser wußte die warmen Stellen an seinem Halse dennoch zu finden und setzte sich unbarmherzig darin fest. Auch in die blauen Mantelärmel wußte er sich Eingang zu verschaffen, obgleich Schwarz, wie wir den Schutzmann nennen wollen, sie als eine Art Muff zu benutzen suchte, um die halb erstarrten Hände vor der Kälte zu schützen. Er hätte sie freilich lieber in die Manteltaschen gesteckt, aber die Schutzmannsmäntel haben keine Taschen, weil, — nun weil eben die Schutzleute die Hände nicht hineinstecken sollen. —

Immer die Kirche zur Linken lassend, wie die Instruktion es besagte, war Schwarz auf seinem Patrouillengange inzwischen auf der nach der Michaelkirchstraße gelegenen Seite des Platzes angekommen, wo die dort zum Verkauf aufgestapelten Weihnachtsbäume ihm einigen Schutz gegen das Unwetter gewährten.

Erleichert aufathmend richtete er sich aus der unbequemen, gebeugten Haltung empor, um mit dem Taschentuche das Eis aus seinem Schnurrbart zu entfernen,

welches sich aus dem Schnee und seinem warmen Athem gebildet hatte und von dem letzteren auch gleichzeitig wieder aufgethaut wurde, um dann wie glühende Tropfen auf seine Lippen zu fallen.

„Hundewetter!“ murmelte er in den Bart, den er eben trocken gerieben hatte, „möchte nur wissen, wer bei einem solchen Schneetreiben acht Tage vor Weihnachten hier die Anlagen beschädigen sollte?“

Gleichzeitig holte er die Uhr aus der Tasche seines Beinkleides und warf einen Blick auf das Zifferblatt:

„Na, dreiviertel Zehn ist es ja glücklich geworden,“ fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „noch einmal herum, dann kann man Gott sei Dank auch zu Hause gehen ... brrr! ...“

Er stampfte einige Male kräftig mit den Füßen auf die Erde, um den Schnee von den Stiefeln zu entfernen und setzte dann mit frischem Muth seine Runde fort.

Als er an dem letzten Stapel der Weihnachtsbäume angekommen und eben im Begriff war, um die Ecke zu biegen, vernahm er den festen, elastischen Schritt eines Mannes auf dem knirschenden Schnee und im nächsten Augenblick befand er sich dem du jour habenden Polizeioffizier gegenüber.

„Nichts Neues, Herr Lieutenant!“ meldete Schwarz, in strammer dienstlicher Haltung an seinen Vorgesetzten herantretend, während er gleichzeitig das Postenbuch hervorzog, um es dem Offizier zu überreichen.

„Wie spät haben wir es denn?“ fragte dieser, indem er das Buch aufschlug.

„Neun Uhr siebenundvierzig, Herr Lieutenant, sagte Schwarz und suchte mit seinem Körper das Buch vor dem Winde zu schützen, um dem Offizier das Eintragen der Kontrolle zu ermöglichen.

Allein Meister Blasius schien heute Abend Alles auf den Kopf stellen zu wollen: er fuhr mit solchem Ungestüm zwischen die Blätter, daß es dem Offizier, dessen Finger ebenfalls erstarrt waren, schlechterdings nicht gelingen wollte, seinen Namen einzutragen. Spähend sah er sich nach einer gedeckten Stelle um.

„Treten Sie doch etwas näher hierher,“ sagte er, indem er sich nach den aufgeschichteten Weihnachtsbäumen wandte, um hinter denselben Schutz vor dem Winde zu suchen.

Nach einiger Mühe gelang es ihm hier auch endlich die Blätter fest zu halten und eben hatte er die Feder angesetzt, um seinen Namen einzutragen, als er plötzlich das Buch sinken ließ und gespannt den Kopf emporrichtete.

Ein eigenthümlicher Ton, der zwischen Schnarchen und Stöhnen die Mitte hielt, war an das Ohr der beiden Männer gedrungen. Aber es war kein gewöhnlicher Laut, der nur einfach die Aufmerksamkeit erregt; der Ton hatte jene eigenthümliche Färbung, welche nur furchtbare Qual, oder tiefes, namenloses Weh dem Menschen auspressen, und welche instinktiv das Blut des Hörers erstarren macht. Mit einem Schlage hatten die

Beamten Sturm und Kälte um sich her vergessen und aufmerksam lauschten sie, ob der Ton sich nicht wiederholen würde.

„Ist denn hier jemand?“ fragte der Lieutenant nach kurzer Pause. Und zu dem Schutzmann gewandt fuhr er gleich darauf fort: „Sollte es vielleicht der Wächter von den Weihnachtsbäumen gewesen sein?“

„Ich glaube kaum, Herr Lieutenant,“ antwortete Schwarz, „ich habe ihn erst vor einer Viertelstunde dort an der Ecke in den Budikerkeller gehen sehen . . .“

In demselben Augenblicke wiederholte sich der Ton: klagend, wimmernd, aber kaum vernehmbar.

Mit einigen raschen Schritten trat Schwarz, die Zweige zur Seite biegend, noch tiefer in den von den Bäumen gebildeten Schatten und in der nächsten Sekunde stieß er einen Ruf der Ueberraschung aus.

„Wahrhaftig, hier liegt ein Mensch, Herr Lieutenant,“ rief er im Tone höchsten Erstaunens, indem er sich niederbeugte um zu sehen, mit wem er es zu thun habe.

„Es ist wohl ein Betrunkener“ sagte der Offizier, etwas erleichtert.

„Es scheint ein Frauenzimmer zu sein,“ antwortete Schwarz, indem er nach den Armen der Unglücklichen tastete. „Heda Sie!“ fuhr er in kräftigem Tone fort, was ist denn los mit Ihnen?“

Aber keine Antwort erfolgte; nur ein dumpfes, halbersticktes Stöhnen ließ sich vernehmen.

„Bringen Sie sie doch mal vor,“ sagte der Lieute-

nant näher tretend; da seine Augen den dunklen Schatten nicht zu durchdringen vermochten.

Mit Aufbietung aller Kräfte und nicht ohne den Beistand des Offiziers gelang es Schwarz endlich die Unglückliche emporzurichten; allein dieselbe vermochte sich nicht auf den Füßen zu halten. Sie stieß einige unzusammenhängende, lallende Worte hervor und sank dann kraftlos in sich zusammen.

Der Lieutenant von Berg — dies war der Name des Offiziers — befand sich einigermaßen in Verlegenheit. Augenscheinlich war das Frauenzimmer bereits halb erfroren und bedurfte schneller Hülfe; aber andererseits schien sie auch im höchsten Grade betrunken zu sein; der scharfe, ekelhafte Schnapsgeruch, der von ihr ausging, hob diese Annahme über allen Zweifel. So viel sich bei dem unsicheren Scheine der Straßenlaterne erkennen ließ, war sie nur dürftig in Lumpen gekleidet, ihre Hände und das Gesicht zeigten in Folge der Kälte eine eigenthümliche bläulich-bleiche Färbung und nur in den Augen glühte noch der letzte Widerschein eines unheimlichen, irren Feuers — die letzten sterbenden Flammen des genossenen Fusels.

Rathlos blickte Herr von Berg sich um. Was sollte er thun? Weit und breit war kein Mensch zu sehen, der Hülfe hätte leisten können und Zeit war nicht mehr viel zu verlieren. Auf seinem Gesicht war deutlich das Grauen zu lesen, welches er vor dem widerlichen, Abscheu einflößenden Geschöpf empfand: Er sowohl wie auch der Schutzmann Schwarz diente noch nicht lange

genug, um schon dagegen abgestumpft zu sein; allein sein Zaudern dauerte nur einen Augenblick, dann trug das Menschlichkeitsgefühl den Sieg davon und mit kräftiger Hand ergriff er den Arm der Willenlosen.

„Kommen Sie, wir wollen sie nach der Wache bringen;“ sagte er zu Schwarz und unter Aufbietung aller Kräfte, halb tragend, halb schleppend, machten die beiden Männer sich mit ihrer Last auf den Weg und langten nach kurzer Zeit vor der Wache des nächsten Polizeireviers an.

Auf das wiederholte, heftige Klingeln des Lieutenants erschien sehr bald ein Schutzmann, um sich nach der Ursache des plötzlichen Alarms zu erkundigen und mit Hülfe desselben wurde die Unglückliche dann nach der im ersten Stock belegenen Wache befördert, während Herr von Berg, nachdem er zuvor noch seinen Namen in das Postenbuch eingetragen hatte, eiligst seine unterbrochene Ronde fortsetzte.

II.

„Nanu Dore, bringen se Dir ooch wieder mal angeschleppt,“ sagte der Telegraphist, ohne das geringste Erstaunen zu verrathen, als die beiden Schutzleute mit dem verkommenen Weibe in der Thür des Wachtzimmers erschienen. „Alle Hagel, hat die aber heute eenen weg!“ fuhr er fort, als er die stieren, glanzlosen Augen der Bejammernswerthen gewahrte und mit dem sicheren Griff eines Arztes, der seinem Patienten den Puls fühlt, faßte er gleichzeitig in die Tasche ihres Kleides und zog eine leere Selterflasche heraus, die augenscheinlich mit Schnaps gefüllt gewesen war.

Jetzt erst hatte auch der Schutzmann Schwarz Gelegenheit, sich die Unglückliche näher anzusehen, aber welch' ein schreckliches Bild bot sich ihm dar! Sein Herz schnürte sich zusammen, als er die kalten, herzlosen Worte des älteren Kollegen gegenüber solchem Elend vernahm.

Die Frau vor ihm, welche er soeben dem sicheren Tode entrissen hatte, mochte etwa fünfundvierzig Jahre zählen; aber die Spuren von Elend und Laster in ihren Zügen ließen sie als eine Sechszigjährige erscheinen.

Das spärliche graue Haar, welches schon seit Monaten keinen Kamm mehr gesehen hatte, klebte in unordentlichen, wirren Strähnen an der niedrigen Stirn, während das von der Stubenwärme aufthauende Schneewasser in breiten Furchen über das schmutzstarrende, hagere Gesicht lief. Eine große, blutunterlaufene Beule über dem linken Auge, welche sie sich wahrscheinlich durch einen Sturz in der Trunkenheit zugezogen hatte, verlieh den ohnehin schon hohlen und stieren Augen einen wahrhaft abschreckenden, gespenstischen Ausdruck. Um den Kopf hatte sie zwei mit Stecknadeln zusammengeheftete Stücke einer alten Küchenschürze gebunden; die Schultern waren von einem nur noch in Fetzen zusammenhängenden, schmutzigen, graukarrirten Umschlagetuch bedeckt und das Kleid, welches sie trug, mußte früher, als die Schleppen noch Mode waren, einmal die Gesellschaftsrobe einer vornehmen Dame gewesen sein, denn obgleich es hinten schon mit Bindfaden aufgeschürzt war, schleppte es dennoch theilweise beim Gehen auf der Erde. An den Füßen trug sie vielfach durchlöcherte Gummischuhe. Die abgelaufenen Sohlen derselben hatte sie bei dem einen durch ein Stück Packleinwand und bei dem andern durch die Ueberbleibsel eines mit Watte gefütterten schottischen Kindermantels ersetzt, welche mit Bindfaden nothdürftig befestigt waren. Auch die übrigen Löcher hatte sie theilweise mit Bindfaden zusammengezogen, was jedoch nicht verhinderte, daß an mehreren Stellen das rohe, blutige Fleisch der erfrorenen Füße hervorquoll.

„Welche Geschichte könnten vielleicht diese Gummischuhe

erzählen, wenn sie zu reden vermöchten, dachte Schwarz. „Und war ihre stumme Sprache nicht ohnehin erschütternd genug?: Ursprünglich hatten sie vielleicht, mit Pelz besetzt, die Füße einer verwöhnten, in Gold und Brokat einherrauschenden Salondame geschützt, damit sie sich nicht erkälten möchte, wenn sie über den feuchten Bürgersteig nach ihrer Equipage schritt, um nach dem Balle zu fahren. Später waren sie in den Besitz einer armen schwindsüchtigen Klavierlehrerin gekommen, die mit ihnen bei Schnee und Eis ihre Schülerinnen besuchte und dann hatten sie durch die Müllgrube einer Miethskaserne ihren Weg zu den Füßen der Elenden gefunden und wer konnte wissen, ob ihre Ueberbleibsel nicht später noch zu einem Knäuel gewickelt und mit bunter Wolle umsponnen, fröhlichen Kindern als Fangball dienen würden“? —

Die Schutzleute hatten die Betrunkene auf einer Bank in der Nähe des Ofens niedergelassen, wo sie in die Ecke gelehnt und den Kopf auf die Brust gesenkt, regungslos dasaß.

Mit einem Gemisch von Grauen und Mitleid betrachtete Schwarz die Unglückliche. Was sollte mit ihr werden? Sie konnte doch unmöglich in diesem Zustande auf der Wache bleiben.

Er richtete seine Blicke auf den Telegraphisten, welcher die zu ergreifenden Maßregeln anzuordnen hatte. Derselbe saß an seinem Apparat und verzehrte in größter Gemüthsruhe ein Stück Sülze, welches ihm von seinem Abendbrod übrig geblieben war.

Ein Gefühl der Empörung ergriff den jungen Beamten:

„Aber wir können doch die Frau hier nicht so sitzen lassen, Herr Weise,“ sagte er fast heftig, „sie stirbt uns ja unter den Händen weg; wollen Sie denn nicht den Krankenwagen bestellen und sie nach dem Krankenhause bringen lassen?“ . . .

„Die sterben! . . . Krankenhaus! . . . was ist Ihnen denn?“ rief der Telegraphist in lautes Lachen ausbrechend.

„Aber Sie sehen doch, daß die Frau schon halb todt ist,“ fuhr Schwarz fort.

„I da kennen Sie die Wrangeldore schlecht,“ versetzte Weise immer noch lachend; „passen Sie mal auf, wie ich sie gleich lebendig mache.“

Er nahm eine kleine, weiße, noch halbgefüllte Schnapsflasche von dem Regal über dem Telegraphenapparat, entkorkte dieselbe und brachte, indem er mit dem feuchten Kork an derselben auf- und abfuhr, ein pfeifendes Geräusch hervor!

„He Dore! . . . hörst Du nicht! Hier giebt's Wudki!“ . . . rief er laut.

Und wirklich, was Schwarz nicht für möglich gehalten hätte das geschah. Die Unglückliche richtete sich, wie von unsichtbarer Gewalt getrieben empor, die erloschenen Augen begannen von Neuem zu funkeln, eine unheimliche, dämonische Gier leuchtete in ihnen auf, der ganze Körper begann convulsivisch zu zittern und langsam tastend streckte sie krallengleich die Finger nach der goldig

leuchtenden Flüssigkeit aus, während ein gurgelndes, unartikulirtes Kreischen, ähnlich dem Schrei einer Gans ihrer Brust entstieg!

„Na komm, Dore, komm!“ sagte der Telegraphist, immer noch die Flasche in die Höhe haltend.

Wie gebannt hingen die Augen des unglücklichen Geschöpfes an der Flasche, und als ob sie von einer unsichtbaren Feder gehoben würde, richtete sie sich langsam auf und wankte eins . . . zwei . . . drei Schritt auf den Beamten zu, ohne auch nur eine Sekunde den Blick von der Flasche abzuwenden.

„Na, was sagen Sie denn nun, Schwarz?“ rief der Telegraphist lachend, indem er die Flasche wieder an ihren Platz stellte und zu der unglücklichen Frau gewandt fügte er hinzu: „Na nun setz' Dich nur wieder hin, Dore, Schnaps giebt's heute nicht mehr, Du mußt erst Deinen Rausch ausschlafen.“

Schwarz vermochte nicht zu antworten; er war tief erschüttert. Mit einer Art Grauen betrachtete er das elende Wesen, welches dort vor ihm stand und in herzzerreißenden, unartikulirten Lauten nach der verschwundenen Flasche verlangte.

Ein Ausdruck qualvoller Enttäuschung prägte sich auf ihren Zügen aus als sie sah, daß man sie nur zum Besten gehabt hatte. Die soeben hervorgerufene Spannkraft verließ sie und sie wäre ohne Zweifel zusammengebrochen, wenn Schwarz nicht rasch zugesprungen wäre und sie nach ihrer Bank zurückgeleitet hätte.

„Ja, ja meiner lieber Schwarz,“ sagte der Tele-

graphist, als er den Ausdruck tiefster Bewegung auf dem Gesicht seines jungen Collegen bemerkte, „so etwas können sie hier noch oft erleben; das geht einmal nicht anders in der Welt."

„Gott im Himmel, wie kann ein Mensch nur soweit herunterkommen," sagte Schwarz, indem er sich mit der Hand auf den Tisch stützte, während sein Blick auf der leise wimmernden Frau ruhte.

„Ja, ja der leidige Soff, der hat schon manchen auf den Hund gebracht," antwortete Weise, indem er den blauleinenen Dienstkittel anzog, der den Telegraphisten für die Nacht geliefert wird und sich der Länge nach auf das Feldbett warf, um der Ruhe zu pflegen.

„Haben Sie denn die Frau schon öfter hier gehabt?" fragte Schwarz, „daß Sie sie so genau kennen?"

„O, das Vergnügen haben wir alle paar Tage einmal. Passen Sie nur auf, morgen früh, wenn sie ausgeschlafen hat, ist sie wieder ganz mobil; dann geht sie betteln und sowie sie einige Pfennige zusammengebracht hat, läßt sie sich ihre Selterflasche wieder füllen und trinkt sich von Neuem einen an. Für heute Abend lassen Sie sie nur ruhig auf ihrer Bank liegen und gehen Sie in Gottes Namen nach Hause; Dore ist das harte Schlafen gewöhnt, die drückt sich nichts entzwei."

„Wie mag nur die Frau zu diesem Laster gekommen sein?" fragte Schwarz, der sich immer noch nicht beruhigen konnte.

„Das lassen Sie sich von dem Budiker, Vater Rauch, in der Köpnickerstraße erzählen, der kann es Ihnen ganz

genau sagen;“ versetzte Weise, indem er sich zum Schlafen zurecht legte.

Mit einem schweren Seufzer setzte Schwarz seinen Helm auf und schickte sich zum Gehen an.

Hier war nicht zu helfen, das hatte er eingesehen; für die Unglückliche gab es keine Rettung mehr. Er warf noch einen letzten, mitleidsvollen Blick auf die zusammengekauerte Gestalt und verließ dann langsam das Zimmer: mußte er doch am andern Morgen um sieben Uhr schon wieder auf seinem Posten sein.

III.

Am zweiten Tage nach der eben geschilderten traurigen Scene war Schwarz dienstfrei und der Wunsch, Näheres über das Schicksal der „Wrangeldore“ zu erfahren, trieb ihn nach dem Budikerkeller des alten Rauch, — Vater Rauch — wie er von den bei ihm verkehrenden Gästen, zu denen auch die in dem Revier stationirten Schutzleute gehörten, genannt wurde.

Vater Rauch, ein alter, biederer Schlesier, der in den fünfzehn Jahren, während deren er in dem Keller sein Bier abzog, nur selten an die frische Luft gekommen war, konnte dennoch über manche Dinge Bescheid geben, die nicht zu Jedermann's Ohren kamen. Seine Gäste wußten, daß der „Olle“ verschwiegen war wie das Grab, und darum besprachen sie in seiner Gegenwart unbedenklich Sachen, die sie vor jedem anderen geheim gehalten haben würden.

Er war das Urbild eines echten Berliner Budikers. Sein volles rothes Gesicht hatte auffallende Aehnlichkeit mit dem Titelbilde des Kladderadatsch, nur daß es noch bedeutend gutmüthiger dareinschaute. Keiner seiner Gäste konnte sich rühmen, ihn jemals anders als in seiner

stereotypen blauen Schürze und aufgeschlagenen Hemdsärmeln gesehen zu haben, die kurze Ulmerpfeife, aus der er einen undefinirbaren Knaster rauchte, zwischen den Zähnen.

Als Schwarz bei ihm eintrat, hatte er grade die letzten Spuren des Mittagessens von den weißgescheuerten Tischen beseitigt, denn Vater Rauch hielt großen Mittagstisch: Suppe, Gemüse, Braten, Compott, à Couvert mit Bier fünfundvierzig Pfennig.

„Bei mir geht's reell zu," pflegte er zu sagen, „auf Schleuderpreise lasse ich mich nicht ein, hier kommt nur frische Waare auf den Tisch, kein Abfall."

„Mahlzeit Vater Rauch," sagte Schwarz, indem er an dem großen, runden Stammtische in der Nähe des „Buffets" Platz nahm.

„Mahlzeit Herr Wachtmeester," war die Antwort des Alten; „Kleene Weiße?"

„Nehmen Sie nur gleich eine Große und trinken Sie auch 'mal mit," sagte Schwarz.

„Nanu, Sie haben wohl heute die Spendirhosen an," schmunzelte Rauch, indem er die Strippe von der Weißbierkruke entfernte. „Na, Prost Herr Wachtmeester," fuhr er dann fort, und stellte die schäumende Weiße vor Schwarz auf den Tisch.

„Sagen Sie 'mal Herr Rauch, kennen Sie die Wrangeldore?" fragte Schwarz, nachdem sie getrunken hatten, direkt auf sein Ziel lossteuernd.

„Ach, Sie meinen die alte Mahler'n aus der

Wrangelstraße? O ja, die kenne ich sogar ganz genau; was ist's denn mit der, ist sie vielleicht gestorben?"

„Nein, aber sie war nahe daran," versetzte Schwarz, und erzählte in aller Kürze die Scene von vorgestern Abend.

„Ja, ja, Unkraut vergeht nicht, da hätten Sie nicht bange zu sein brauchen," meinte der Alte, nachdem Schwarz geendigt hatte.

„Auf welche Weise ist denn die Frau so herunter gekommen; bitte, erzählen Sie mir doch etwas von ihr," fuhr Schwarz fort.

„Ja, sehen Sie, Herr Wachtmeester, bei der sieht man auch so recht, wie es manchmal kommen kann in der Welt," hub der Alte an. „Vor sechs Jahren hätte wohl kein Mensch daran gedacht, daß es der Frau noch einmal so gehen könnte. Ihr Mann war Schuhmacher und hatte ein sehr schönes Geschäft hier in der Adalbert-straße, gleich um die Ecke im Keller. Er hatte drei Gesellen sitzen und verdiente schönes Geld. Die Frau führte den Hausstand, die beiden Kinder gingen schon nach der Schule, na, mit einem Wort, die Leute hatten keine Noth. Der Mann kam öfters des Abends herum zu mir, trank seine Weiße, auch wohl einen Großen dazu und spielte eine Partie Billard, oder wir erzählten uns ein Stückchen. So hatte er schon Jahre lang bei mir verkehrt und es war ihnen immer gut gegangen. Da bekamen zuerst die Kinder, ein paar hübsche, blond-lockige Jungens, den Typhus und starben beide in einer Woche. Das ging den Leuten sehr an's Herz, aber na,

es hätte sich am Ende noch verwunden, mit der Zeit giebt sich ja alles wieder; aber nun war es der Frau Abends zu einsam im Hause, was man ihr am Ende auch nicht so sehr verdenken kann, und da kam sie denn öfters mit ihrem Manne zu uns. Na und nun wissen Sie ja, wie das in der Kneipe so geht, bald kam der eine, bald der andere gute Bekannte und trank ihr zu und sehen Sie, auf die Art ist sie so langsam dahinter gekommen. Erst wollte sie gar nicht, dann nippte sie blos an dem Glase und schließlich trank sie ihren Großen in der Reihe mit, eben so gut wie die Männer.

„Unsereins dachte sich ja dabei gar nichts. Wenn ich hätte ahnen können, daß es einmal so kommen würde, ich hätte mir ja lieber einen Finger abhacken lassen, als daß ich der Frau für einen Pfennig Schnaps gegeben hätte. Und das wäre schließlich alles noch nicht so schlimm gewesen, denn sie trank ja immer noch nicht aus Gewohnheit, aber da wurde der Mann krank und lag fast ein Jahr lang fest, ehe er starb. Was das kostete, können Sie sich denken. Nachdem er todt war verkaufte sie das Geschäft und als sie die Beerdigungskosten bezahlt hatte, blieben ihr kaum noch ein paar Pfennige übrig, daß sie eine Stube miethen konnte. In der ersten Zeit schlug sie sich dann noch so kümmerlich durch. Des Morgens früh trug sie Zeitungen aus und nachher hatte sie einige Aufwartestellen; aber wissen Sie, das Zeitungtragen hat ihr den Rest gegeben. Sehen Sie, wenn die armen Frauen alle Tage früh um vier schon bei Wind und Wetter nach den Expeditionen laufen müssen, ohne

auch nur einen Tropfen Kaffee im Leibe zu haben, da kann man es ihnen wirklich kaum verdenken, daß sie sich mit einem Schnäpschen zu erwärmen suchen. Nun kam bei ihr auch noch der Kummer und der Gram dazu und ... na kurz und gut, auf solche Weise ist sie dann nach und nach immer mehr heruntergekommen" — — — — —

Schwarz war tief erschüttert. Die schlichte Erzählung des alten Mannes hatte ihm trotz ihrer Einfachheit ein so ergreifendes und vor allen Dingen wahres Bild aus dem Leben der Großstadt entrollt, daß er lange Zeit an nichts anderes zu denken vermochte.

„Aber wie ist sie denn eigentlich zu dem Namen „Wrangeldore" gekommen?" fragte er endlich.

„Den haben ihr die Kinder gegeben" fuhr Rauch fort, „weil sie lange Jahre in der Wrangelstraße gewohnt hat. Als es mit ihrem Trinken immer schlimmer wurde, verlor sie ihre Aufwartestellen und zum Zeitungtragen war sie auch nicht mehr zu gebrauchen, weil sie schon ein paar Mal in der Betrunkenheit die Treppen hinabgestürzt war. Nachher konnte sie die Miethe für ihre Stube nicht mehr bezahlen und als der Wirth sie dann schließlich vor die Thür setzte, zog sie zu einem Produktenhändler in der Wrangelstraße, in dessen Keller sie auch jetzt noch in einem Winkel ihr Lager hat."

„Wovon lebt sie denn nur, wenn sie nichts verdient?" fragte der Beamte weiter.

„Nun vom Betteln. Wenn sie nüchtern ist, hilft sie ihren Wirthsleuten auch wohl den Lumpenwagen schieben, doch das kommt natürlich nicht oft vor."

„Aber warum hat man sie denn nicht in's Arbeitshaus gesteckt, um sie zu bessern?"

„Da haben sie sie schon ein halbes Jahr lang drin gehabt. Acht Tage hielt sie es nachher auch aus, aber dann war es vorbei; am neunten Tage wurde sie schon wieder mit dem grünen Wagen nach dem Molkenmarkt gebracht, weil sie so betrunken war, daß sie sich nicht einmal mehr auf ihre Wohnung besinnen konnte. Ich will Ihnen sagen, Herr Wachtmeister, wen der Schnapsteufel erst einmal gefaßt hat, den läßt er nicht wieder los. All und Jedem kann er ja nichts anhaben, aber wer ihm einmal in die Finger fällt, der ist auch rettungslos verloren und es ist dann noch ein Glück, wenn wie hier, nur eine einzelne Person darunter zu leiden hat; aber denken Sie nur, wie manche sonst glückliche Familie ist schon auf solche Weise elendiglich zu Grunde gegangen. Unsereins hat ja so oft Gelegenheit zu sehen, wie der Teufel die Menschen packt. Solche Leute müssen eine ganz eigene Natur dazu haben. Es giebt manche, die ihr ganzes Leben lang regelmäßig täglich ihr bestimmtes Quantum trinken, ohne daß sie jemals Verlangen nach mehr haben, aber bei anderen da wird der Durst mit jedem Tage größer, sie bekommen eine förmliche Gier nach dem Gift, es ist wie Fieberdurst, und darum sage ich, der Schnaps muß fort aus der Welt, ganz fort! . . . Wir müssen ein Gesetz haben, daß er nur noch in den Apotheken verkauft werden darf und so theuer muß er sein, daß ihn ein armer Mensch gar nicht mehr bezahlen kann. Sehen Sie, ich bin Wirth, Herr

Schwarz, und ich muß sagen, es wird ein schönes Stück Geld daran verdient, aber ich gebe ihnen die Versicherung, wenn ich mir nicht meine sämmtlichen Gäste damit aus dem Hause jagte, dann schenkte ich keinen Tropfen mehr aus. So aber kann ich als einzelner nichts dagen machen, ich muß eben mit den Wölfen heulen. Da muß der Staat helfen, und um jeden Preis. Man mag mir vorreden was man will; viele Leute sagen, die Landwirthschaft ginge zu Grunde, der Boden, der nur zum Kartoffelbau zu gebrauchen wäre, müßte dann brach liegen; aber das ist alles nichts im Vergleich zu dem Elend, das der Schnaps schon in die Welt gebracht hat und noch täglich hineinbringt, und darum sage ich, die Beseitigung der Trunksucht kann gar nicht zu theuer erkauft werden."

Vater Rauch hatte sich ordentlich warm geredet und Schwarz hatte ihm in lebhafter Bewegung zugehört.

Als er sein Bier bezahlt hatte stand er auf und gab dem Alten die Hand:

„Wollte Gott, unsere Gesetzesmacher hätten dieselbe Ansicht wie Sie," sagte er, „und wären vor allen Dingen eben so uneigennützig."

IV.

Am Kopfe des Berliner Intelligenzblattes steht regelmäßig der Polizeibericht. Die meisten Menschen lesen ihn gar nicht. Wozu auch? Es ist ja doch fast täglich dasselbe: Unglücksfälle, Verbrechen, Selbstmorde; selten eine Variation. Der Stil ist knapp, lakonisch, ohne unnütze Betrachtungen, ohne jede poetische Ausschmückung.

Und doch, welche ergreifende Tragik liegt oft hinter den einfachen nackten Worten verborgen? Welche erschütternden, herzzerreißenden Scenen sind hier oft in den stummen, schwarzen Buchstaben zusammengedrängt. Aber freilich, man muß sie zu lesen verstehen. —

Etwa acht Tage nach der Unterredung mit Vater Rauch fiel das Auge des Schutzmanns Schwarz auf folgende Stelle in dem Bericht:

„Am 24. d. Mts. Abends wurde die dem Trunke ergebene verwittwete Dora Mahler in der Nähe der Oranienbrücke von Schiffern als Leiche aus dem Louisenstädtischen Kanal gezogen. Ob dieselbe dort absichtlich den Tod gesucht, oder ob sie in der Trunkenheit in das Wasser gestürzt ist, konnte nicht sofort festgestellt werden. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft."

„Am 24. d. M. Abends.“ . . .

Wie kalt und gleichgiltig das da stand: Und doch hatte an diesem Abend der metallene Mund der Weihnachtsglocken der armen Dore ihr Todtenlied gesungen. Von allen Thürmen war es in die klare Winternacht hinausgeklungen: Ehre sei Gott in der Höhe! Auf Millionen Weihnachtsbäumen hatte es in goldenen Buchstaben geleuchtet: Und Friede auf Erden!

Aus Millionen und aber Millionen rosiger Kinder Mund war es hinausgejubelt bei dem hellen Scheine der Weihnachtskerzen und in den Herzen der glücklichen Eltern hatte es in tiefer Bewegung nachgezittert: Und den Menschen ein Wohlgefallen!

Und bei dem allgewaltigen Jubel der ganzen Christenheit, als Himmel und Erde erfüllt waren von den verheißungsvollen Worten, mit denen zuerst auf dem Felde von Bethlehem die himmlischen Heerschaaren der Welt den Frieden verkündeten, da hatte auch die arme Dore Frieden gefunden: Ein kurzes stummes Ringen, einige krampfhafte Griffe in die leere Luft, dann hatte das eisige Wasser des Kanals ihr den Athem genommen, die dunklen Fluthen hatten sich über sie geschlossen und während sie leise plätschernd weiter zogen, stimmten sie unbekümmert um die kurze Unterbrechung von neuem ein in die Töne der Glocken, in das Summen der Weltstadt, in das Flüstern des Windes:

„Und Friede auf Erden!“

Ein Hausmittel.

Herr Diedrich Ellerbaum ist heute noch Kassirer in dem Material- und Colonialwaarengeschäft von Carl Möller jr. in der Köpnickerstraße . . .

Was dabei denn Besonderes ist? — Nun, das will ich eben jetzt erzählen:

Diedrich ist nämlich kein Berliner, wie man wohl schon an dem Namen gehört hat, sondern bei Bremen zu Hause. Neulich Sonntags hatte er frei und da führte ihn sein Schicksal nach der Alexanderstraße. An einem Hause daselbst las er die Inschrift: „Grand Café chantant,“ und im Thorwege auf riesigem Plakat eine Ankündigung der „neuesten Damenspecialitäten.“ Neugierig, was das wohl sein könne, ging er hinein.

Er war ganz erstaunt. So etwas hatte er noch nie gesehen. In Bremen sind nämlich die Tingeltangel merkwürdiger Weise verboten. Er nahm hinter einem Pfeiler, nicht weit von der Bühne, Platz, und es dauerte sehr lange, ehe sein Auge sich auch nur einigermaßen an die dort entfaltete Pracht gewöhnte. Namentlich Fräulein Irma blendete ihm fast die Augen. Sie war freilich auch sehr schön: Eine dichte Fülle blonder Locken umrahmte das engelgleiche Antlitz; ein himmelblaues,

mit breiten Guirlanden aus Rosen und Vergißmeinnicht garnirtes Seidenkleid ließ die schlanken Formen in vortheilhaftestem Lichte erscheinen. Die kleinen Hände waren mit weißen Handschuhen bedeckt, in deren einem sich am Finger ein rundes Loch befand, um einen Siegelring mit riesigem Similidiamanten sichtbar werden zu lassen. Die schöngeformten Füße steckten in rothen Saffianstiefeletten, von denen oben dicke goldene Quasten herabhingen. Diedrich war ganz entzückt; er verschlang die holde Blume fast mit den Augen.

Unmittelbar vor der Bühne saßen zwei Herren, mit denen Irma während der Pausen zu plaudern pflegte. Wie beneidete er sie um jedes bezaubernde Lächeln aus ihrem Munde. Welch' ein Triumph für einen jungen Menschen von außerhalb, mit einer Chansonette vertraulich zu verkehren und von dem beneidenden Publikum als vornehmer Don Juan angestaunt zu werden! — Freilich, die Herren mußten wohl sehr reich sein, denn sie ließen erschrecklich viel drauf gehen; das ganze Bühnenpersonal wurde von ihnen freigehalten.

Der eine war Vertreter einer auswärtigen Brauerei und der andere Agent an der Börse. Beide verdienten das Geld auf eine sehr leichte Weise, und was leicht gewonnen wird, pflegt gewöhnlich auch ebenso wieder ausgegeben zu werden.

Diedrich war außer sich. Wie gebannt hing sein Auge an dem herrlichen Wesen auf der Bühne, sodaß man schließlich sogar auf ihn aufmerksam wurde und sich über ihn belustigte. Er fühlte, wie während der Pausen

schlechte Witze über ihn gemacht wurden und wie die Damen kichernd und witzelnd die Köpfe zusammensteckten. Aber um so heißer wurde auch sein Verlangen, ihnen zu imponiren. Auf welche Weise konnte er es erreichen, von ihnen ebenfalls mit jener liebenswürdigen Vertraulichkeit behandelt zu werden, deren der Agent und der Brauereivertreter sich erfreuten?

Ein schwerer Seufzer entrang sich seiner Brust.

Geld, Geld! Ja, wenn er Geld hätte! .... Dann ...

Ach, und wie gern wollte er es Irma zu Füßen legen; aber er war ja arm, so arm! Was sind hundert Thaler jährliches Gehalt für einen jungen Kaufmann in Berlin! ...

Eben trat Fräulein Irma wieder auf: „Wer weiß, ob wir uns wiedersehen?" kam es in schmelzenden Tönen von ihren Lippen .... War es ihm nicht, als ob der süße, sehnsuchtsvolle Blick ihm gegolten hätte? Wie Wonneschauer zog es durch sein Gemüth. Ach, wenn er doch Geld hätte, viel Geld! —

Wie ein Träumender verließ er als einer der Letzten den Saal. Sein Herz schnürte sich zusammen bei dem zärtlichen Blick, mit welchem die schöne Irma dem dicken Brauer dankte, als er ihr den Regenmantel umlegte. Und dabei war der Brauer doch ein roher, brutaler Mensch, lange nicht so artig und voll feiner Lebensart wie er!

O, wenn er doch auch reich wäre! —

Am Montag Mittag gegen ein Uhr saß Diedrich

im Geschäft an seiner Kasse. In seinem Kopfe sah es noch dumpf und verworren aus, und wie Nebel lag es vor seinen Augen. Aber durch den Nebel strahlte ihm immerwährend, wie ein gleißendes Trugbild, das lächelnde Gesicht der schönen Irma entgegen, und immer wieder zog es durch seinen Kopf:

„Ach wenn ich doch Geld hätte!“

Sollte er sich denn gar nichts verschaffen können? Er war mit dem jüngsten Lehrling allein im Geschäft; der Prinzipal und der andere Lehrling waren zu Tisch gegangen.

Warum gab es auch ein siebentes Gebot! —

Plötzlich trat der Briefträger in den Laden.

„Eine Postanweisung,“ sagte er mechanisch, indem er gleichzeitig den Coupon abtrennte und dann Diedrich die Karte zur Unterschrift vorlegte.

Ein Gutsbesitzer aus der Gegend von Prenzlau schickte siebenundsechzig Mark zur Begleichung einer Rechnung. „Postschein dient als Quittung,“ stand auf dem Coupon.

Der Briefträger zählte das Geld auf die Marmorplatte und empfahl sich.

Diedrich schwindelte es vor den Augen. Hier war eine günstige Gelegenheit, hier brauchte er ja nicht einmal zu stehlen. Er konnte das Geld später wieder von seinem Gehalt ersparen und dann erst den Betrag als eingegangen buchen. Freilich, wenn es herauskam, . . . aber daran war ja gar nicht zu denken . . . .

Er schob das Geld bei Seite. Er konnte es sich ja noch überlegen . . . es brauchte ja nicht gleich zu sein . . .

Es wurde Abend, und Niemand hatte nach dem Gelde gefragt. Als er Kasse machte, war er immer noch unschlüssig, was er thun sollte, bis ein Zufall den Ausschlag gab. Der Prinzipal kam nämlich früher wie gewöhnlich, um die Kasse abzunehmen, und nun war es ihm garnicht mehr möglich, die Summe einzutragen, wenn er sich nicht verdächtig machen wollte; jetzt mußte er wenigstens bis morgen warten.

Damit man es nicht zufällig finden möchte, steckte er das Geld vorläufig in die Tasche und — wenn es erst einmal in der Tasche steckt, dann ist gewöhnlich das schlimmste Herzklopfen vorüber.

Am nächsten Abend ging der Prinzipal ins Theater, aus dem er stets erst nach Schluß des Geschäfts heimzukehren pflegte. Diedrich wußte das, und darauf baute er seinen Plan! Als Herr Möller fortgehen wollte, erbat und erhielt er die Erlaubniß, einen Privatgang besorgen zu dürfen. Das gutmüthige Dienstmädchen besorgte ihm heimlich den Hausschlüssel, die Lehrlinge würden ihn nicht verrathen, dessen war er sicher, und so machte er sich beklommenen Muthes auf den Weg nach dem Tingeltangel.

Er fürchtete auf das lebhafteste den Agenten und den Bierbrauer wieder zu treffen und war daher angenehm überrascht, als er das Local verhältnißmäßig schwach besetzt fand und von einem Nebenbuhler keine Spur entdeckte.

Er hatte sich einen reservirten Platz ganz in der Nähe der Bühne genommen, und sein Entzücken war

ohne Grenzen, als Irma ihn mit einem freundlichen Blick aus ihren dunklen Augen begrüßte und über seine Anwesenheit eine augenscheinliche Freude an den Tag legte.

Diedrich wurde bald roth, bald blaß; er kämpfte mit einem schweren Entschluß:

Sollte er es wagen, dem holden Mädchen eine Flasche Wein anzubieten? Gestern hatte sie nur Bier getrunken aber . . .

„Entweder — oder!“ dachte er, „sonst sieht sie mich doch nicht für voll an,“ und einige Minuten später setzte der Kellner eine Flasche funkelnden Rothweins vor der schönen Irma auf den Tisch.

Anfangs war diese in der That überrascht, weil sie eine solche Ovation seitens des neuen Verehrers nicht für wahrscheinlich gehalten; aber im nächsten Augenblicke hatte sie sich bereits in die Situation gefunden, und bei dem zärtlichen Augenaufschlag, mit welchem sie ihrem verliebten Seladon dankte, wurde diesem so weichmüthig ums Herz, daß ihm vor Rührung über dies ungeahnte Glück fast die Thränen in die Augen gekommen wären.

Als die andern Damen merkten, welch’ ein Goldfisch der schönen Irma ins Netz gegangen war, rückten sie selbstverständlich ebenfalls näher, und bald war aus unserm flachshaarigen, rothbäckigen Freunde ein „Herr Iraf“ hinten und „Herr Iraf“ vorne geworden.

Er schwamm in einem Meer von Seligkeit, in welchem allerdings nicht nur sein guter Name, sondern

auch die unterschlagenen Goldstücke Gefahr liefen, sehr bald unterzugehen.

Allein wenn die Gefahr am größten, ist die Hülfe am nächsten. Ein jovial aussehender Herr mit blondem Schnurrbart und militärisch kurz geschnittenem Haar hatte das Treiben unseres Helden und seiner Huldinnen schon längere Zeit mit sinnenden Blicken betrachtet. Sein Gesicht zeigte ungefähr denselben Ausdruck, mit welchem ein Erwachsener etwa dem Spielen einer Katze mit der Maus eine Weile zusehen mag, und Sokrates würde vielleicht zwei keifende Xantippen mit ähnlichem Interesse beobachtet haben. Als aber die Wangen Diedrich's sich immer mehr rötheten, und die „Herr Jraf" und „Herr Baron" immer zahlreicher wurden, schien es ihm endlich zu viel zu werden.

Er nahm eine passende Gelegenheit wahr und näherte sich der schönen Irma.

„Jetzt ist's aber genug mit dem Häringsbändiger," sagte er im Flüstertone, allein mit einem ganz eigenthümlich freundlichen Blick.

„Ach, nicht doch, Herr Wachtmeester, et is ja blos en Muttersöhnchen . . ." flüsterte Irma halb verlegen, halb ärgerlich; allein der Herr schnitt ihr mit einem kurzen aber energischen Blick das Wort ab:

„Es ist genug," wiederholte er, und dann nahm er Diedrich unmittelbar gegenüber Platz.

„Sagen Sie 'mal, Herr Jraf," begann er in einem Tone, daß nur die Damen ihn hören konnten, dem man es jedoch keineswegs anmerkte, daß die Stimme absichtlich

gedämpft wurde, „sind sie nicht da in dem Colonial-waarengeschäft in der . . . na, wie heißt doch die Ecke? . . .

„Köpnickerstraße“ . . . stotterte Diedrich.

„Richtig, ich weiß schon!“ unterbrach ihn der Schutzmann, „bei . . . Herr Gott, wie heißt doch gleich die Firma? . . .“

„Carl Möller jr.,“ ergänzte Diedrich, einem magischen Zwange gehorchend.

Die grünlichen Augen seines Gegenüber hatten etwas Starres, Eigenthümliches, er vermochte ihnen nicht zu widerstehen, obgleich er sich unter ihrem Banne nichts weniger als behaglich fühlte.

„Na freilich, warum bin ich nur nicht gleich auf den Namen gekommen,“ versetzte inzwischen der blonde Herr, ohne anscheinend von Diedrich's Unbehagen Notiz zu nehmen. „Ich kenne ja Ihren Principal ganz genau; ich war früher Sektionsschutzmann in dem Revier, wo er wohnt; jetzt bin ich aber bei der Sittenpolizei. Meine Frau kauft noch manchmal bei Herrn Möller, und morgen wollte ich sogar selbst hingehen und Kaffee bei Ihnen bestellen. Wie sich das doch manchmal trifft im Leben; . . . aber, wie ist denn Ihr Name, junger Mann, ich habe Sie ja noch nie gesehen, Sie sind wohl noch nicht lange in dem Geschäft, he? . . .“

Diedrich's Augen irrten hülfesuchend bald nach der einen, bald nach der andern Seite, aber Niemand kam, um ihm beizustehen. Die Damen hatten sich bei den

ersten Worten des Beamten heftig auf die Lippen gebissen und sich dann zurückgezogen.

Gleichgültig und theilnahmlos saßen sie auf ihren Plätzen. Die vorhin so liebewarmen Augen der schönen Irma blickten jetzt kalt und gelangweilt in das Publikum, als ob sie Diedrich nie im Leben gesehen hätten. —

Kleinlaut kam dieser daher der Aufforderung des Schutzmannes nach und nannte seinen Namen.

„Na, freut' mich, Sie kennen gelernt zu haben, Herr Ellerbaum," versetzte dieser jovialen Tones. „Haben sich Berlin wohl einmal bei Nacht ansehen wollen, he? . . . Ja, ja, interessante Gegend hier, . . . Aber wissen Sie was, jetzt gehen wir zusammen nach Hause, wir haben ja beinahe ganz einen Weg, nicht wahr, Sie sind doch einverstanden? . . ." Kellner! . . .

Diedrich hätte wohl gar zu gern Einwendungen gemacht, aber die Augen des Beamten zeigten immer noch jenen eigenthümlichen, bannenden Ausdruck, der keinen Widerspruch zu dulden schien, und so mußte er sich wohl oder übel fügen.

Nachdem der Schutzmann dem inzwischen herbeigekommenen Kellner zwei Glas Bier bezahlt hatte, schickte sich auch Diedrich zögernd an, seine Rechnung zu begleichen.

Es war ihm längst nicht mehr so wohl zu Muthe, und der Liebesrausch für die schöne Irma hatte allen Zauber verloren.

„Drei Flaschen Château Margeaux neun Mark, drei Wiener Schnitzel zwölf Mark, drei Knickebein

wölf fünfundsiebzig und zwei Glas Bier sind netto dreizehn Mark," rechnete der Kellner.

Diedrich erröthete unter dem starren Blick des Schutzmanns, den er fühlte, ohne ihn zu sehen, und schickte sich an, den Kellner zu befriedigen.

„Alle Wetter, Herr Ellerbaum, Sie haben wohl eine Erbschaft gemacht? . . . Leben . . . denn . . . Ihre . . . Eltern . . . nicht mehr? . . ." kam es in langsamen, abgemessenen Worten, deren jedes wie ein siedender Bleitropfen in das Herz des schuldbeladenen Jünglings fiel, aus dem Munde des Beamten.

Wie hatte er nur so lange das Bild seines greisen Vaters vergessen können, der ihm beim Abschiede noch mit zitternder Stimme die Worte des alten Tobias auf den Weg gegeben hatte:

„Dein Leben lang habe Gott vor Augen und im Herzen, und hüte Dich, daß Du in keine Sünde willigest, noch thuest wider Gottes Gebot."

Sein Gesicht war eiskalt; dicke Schweißtropfen perlten auf seiner Stirn, und vor seinen Augen wurde es dunkel; ihm war es, als ob er sterben sollte.

„Na nu, Herr Ellerbaum, was ist Ihnen denn . . . sind Sie unwohl? Kommen Sie nur mit, draußen an der frischen Luft wird Ihnen besser werden."

Willenlos ließ Diedrich sich hinausführen. Die kalte Winterluft schien ihm wirklich wohlzuthun; der Anfall ging vorüber; ein Stöhnen entrang sich seiner Brust, und endlich rollten heiße Thränen über seine Wangen.

Der Beamte wartete ruhig, bis er sich ausgeweint hatte und dann ließ er ihn beichten.

Diedrich erzählte rückhaltslos, was wir bereits wissen, und schweigend hörte der Beamte zu.

„Da haben Sie sich eine schöne Suppe eingebrockt,“ sagte er, als der junge Mann geendet hatte, „doch jetzt gehen Sie nur oben; ich werde morgen früh herkommen und mit Herrn Möller, den ich persönlich kenne, sprechen. Hoffentlich werden Sie diesmal noch mit einem blauen Auge davonkommen . . . Daß Sie mir dann aber in Zukunft auch keine solchen Dummheiten wieder machen . . . verstanden!“

Wieder dieser scharfe, beklemmende Blick aus den grünlich schimmernden Augen; . . . aber Diedrich empfand seine Strenge jetzt als eine Wohlthat; er fühlte, daß dieser Mann nicht gewohnt war, unnütze Worte zu machen.

Mit einem schweren Seufzer versprach er Besserung und stieg dann etwas erleichtert, wenn auch immer noch mit sorgenschwerem Herzen, die fünf Treppen nach seiner Mansarde hinauf.

Am andern Morgen in aller Frühe war der Schutzmann von der Sittenpolizei bereits bei Herrn Möller, mit dem er eine längere Unterredung hatte.

„Also Sie meinen auch, daß das Mittel ziehen würde?“ fragte der letztere, als der Beamte im Begriff war, sich wieder zu verabschieden.

„Wenn mit dem gehörigen Nachdruck angewandt, unbedingt,“ versetzte dieser ernst; „leider wird es viel zu

oft unter- oder überschätzt; . . . aber davon darf unsereins ja nicht reden," fügte er mit ironischem Lächeln hinzu, „sonst könnte ich aus meiner Praxis noch so manches erzählen."

„Nun, ich werde jedenfalls Ihrem Rathe folgen, und verlassen Sie sich darauf, nach besten Kräften, . . ." antwortete Herr Möller mit eigenthümlichem Lächeln . . .

Herr Möller war ein thatkräftiger und energischer, aber auch ein humaner Mann. Als er sich mit einem freundlichen Händedruck von dem Beamten verabschiedet hatte, ließ er Herrn Diedrich Ellerbaum in seine Privatwohnung kommen und verabreichte ihm dort eine so furchtbare Tracht Prügel, daß dem armen jungen Menschen ganz schwach davon wurde . . .

Aber das Mittel hatte geholfen, denn sonst wäre Herr Ellerbaum heute jedenfalls nicht mehr Kassirer bei Herrn Carl Möller junior.

Ein unnützer Mensch.

Junge, Du bist und bleibst ein unnützer Mensch; mach', daß Du mir aus dem Hause kommst!" sagte der Feldhüter Brömmel zu seinem siebzehnjährigen Oskar.

Ehrgeizig war Oskar nie gewesen, und so wagte er seinem Vater nicht zu widersprechen. Die Mutter packte ihm einige Paar Strümpfe und zwei Hemden in ein buntes Taschentuch, schnitt ihm mehrere riesige Butterstullen, die sie mit ihren Thränen netzte, und so ausgerüstet verließ Oskar sein märkisches Heimathsdorf und zog nach Berlin, um dort Arbeit zu suchen, gegen die er seiner ganzen Natur nach eine unüberwindliche Abneigung hatte.

Er fand zuerst eine Stelle als Lehrling bei einem Destillateur, der sich acht Tage lang den Aerger mit dem „unnützen Menschen" nicht verdrießen ließ. Am neunten schickte er ihn in den Keller um einen Krug Spiritus heraufzuholen. Oskar stellte den Krug unter das Faß, schraubte den Hahn auf und setzte sich daneben, um die Füllung des Gefäßes abzuwarten. Da ihm die Geschichte jedoch etwas lange dauerte, so schlief er natürlich dabei ein. Als sein Herr nach etwa einer halben Stunde herunterkam um zu sehen, ob ihm nicht etwa ein Unglück zugestoßen sei — er mochte wohl schon eine Ahnung

gehabt haben — war das ganze Faß glücklich ausgelaufen. Oskar bekam eine fürchterliche Tracht Prügel und wurde mit den Worten: „Mach daß Du mir aus dem Hause kommst, unnützer Mensch!“ von seinem erbosten Brodherrn an die frische Luft gesetzt.

Sein nächstes Debüt war eine Stelle als Hausdiener in einem Materialwaarengeschäft. Nachdem er dort unter den Rosinen und anderen Delikatessen bedeutende Verheerungen angerichtet und verschiedene Male den Kaffee hatte verbrennen lassen, wurde er wiederum als unnützer Mensch fortgejagt.

Hatte er früher schon nicht an der Nutzlosigkeit seines Daseins gezweifelt, so war er nach seinen neueren Versuchen dermaßen davon durchdrungen, daß er weitere Bemühungen in dieser Richtung als aussichtslos aufgab.

Natürlich trieb ihn der Hunger bald zum Betteln. In Folge seiner Unerfahrenheit wurde er jedoch gleich anfangs dabei abgefaßt und im grünen Wagen zuerst nach dem Molkenmarkt und demnächst nach Perleberg geschickt. Die ersten Tage dort gefielen ihm so gut, daß er sich vornahm, bald wieder zu kommen: er hatte sie nämlich schlafend zugebracht.

Als er Morgens früh entlassen wurde, machte er höchst interessante Bekanntschaften. Unter den Schicksals- vulgo Pennbrüdern, welche mit ihm zugleich die Anstalt verließen, befanden sich sehr „nette Jungens.“ Namentlich der „Schinderhannes“ war ein prächtiger Kerl. Er nahm die ganze Gesellschaft mit in die Jungfernhaide und wußte sie dort durch die Erzählung aller möglichen

Schnurren aus seinem Leben und andere Allotria so zu fesseln, daß man vor Abend nicht an das Auseinandergehen dachte. Oskar mochte sich jedoch auch dann noch nicht von dem prächtigen Menschen trennen.

„Wo gehst Du hin?“ fragte er ihn, als man aufbrach.

„Na pennen!“ war die lakonische Antwort, „wenn Du willst kannst Du mitkommen.“

Schinderhannes führte ihn nach einem Neubau in der Chausseestraße, in dessen Kellergeschoß er sich, wie er sagte ein sehr molliges Quartier eingerichtet hatte. Dasselbe bestand aus einem in einer Ecke aufgeschütteten Haufen Kies, den er mit Hilfe von Moos und Baumzweigen zu einem luxuriösen Nachtlager umgeschaffen hatte.

Schinderhannes sorgte auf das Väterlichste für seinen neuen Freund. Er zeigte ihm, wie man die Stiefeln zusammenlegt, um sie in vortheilhafter Weise als Kopfkissen zu benutzen, hieß ihn den Rock ausziehen und unterwies ihn, wie man sich mit demselben zudecken muß, um sich möglichst gegen die Kälte zu schützen, kurz, seine Fürsorge für Oskar war so rührend, daß dieser sich wie in Abrahams Schooß wähnte. Unter dem Einfluß dieses wohlthuenden Gefühls und besonders auch in Folge der Anstrengungen der letzten Tage schlief dieser natürlich den Schlaf des Gerechten.

Leider mußte er beim Erwachen die traurige Erfahrung machen, daß sich inzwischen der Ungerechte seines noch ziemlich guten Rockes und seiner Stiefel erbarmt hatte. Schinderhannes war damit verschwunden und

hatte ihm statt derselben ein bedenklich luftiges Sommerjakett von einer ganz undefinirbaren, gräulich-grünen Farbe und die fragwürdigen Ueberbleibsel eines Paares ehemaliger Lackstiefeletten zurückgelassen.

So war Oskar, zwar nicht ehe er es geahnt, aber doch ehe er es gedacht hatte, selbst ein Pennbruder geworden, denn mit dem Antritt der Hinterlassenschaft des Schinderhannes — das sah er, trotzdem er sich keine besondere Mühe gab, darüber nachzudenken, doch sehr wohl ein — war ihm die Hoffnung auf etwaige Rückkehr zu einem geregelten Leben definitiv abgeschnitten.

Sein glückliches Pflegma erleichterte ihm das Zurechtfinden in seine neue Situation in bedeutendem Maße. Ja, sein Groll gegen den Schinderhannes war minder lebhaft, als das Bedauern, den prächtigen Kollegen so schnell wieder verloren zu haben.

Nach manchen Irrfahrten kreuz und quer durch Berlin fand er endlich an der Oranienbrücke eine feste Station. Die Nähe der Hasenhaide, wo er zu schlafen pflegte, der Wochen- respektive Heu- und Strohmarkt auf dem Oranienplatz, sowie der Umstand, daß dort immer eine große Anzahl Droschken zu halten pflegte, ließen ihn diesen Platz als besonders geeignet für einen Sommeraufenthalt erscheinen.

Der Gedanke, ein unnützer Mensch zu sein, war inzwischen fast zur fixen Idee bei ihm geworden. Ja, als er einmal gelegentlich einer nächtlichen Razzia mit aufgegriffen und nach der Polizeiwache sistirt wurde, ant-

wortete er dem sein Nationale feststellenden Beamten auf die Frage: „Was sind Sie?“ ganz mechanisch: „Ein unnützer Mensch.“

Auf dem Oranienplatze suchte er sich dagegen wenigstens als „Droschkenkalfaktor“ nützlich zu machen, indem er auf die Pferde achtete, daß sie immer ordentlich aufrückten und die Kutscher aus der benachbarten Destillation holte, wenn die Reihe an sie kam. Nebenbei leistete er auch den Marktleuten ab und zu kleine Handlangerdienste. Die meiste Zeit brachte er jedoch auf dem eisernen Gitter des Kanals sitzend und den Kopf in die Hände gestützt träumend, oder wie der technische Ausdruck lautet, „dösend“ zu.

Da er sich gar keine Bewegung machte, so brauchte er natürlich auch nur wenig zu essen, und die Abfälle, welche ihm hin und wieder von den gutmüthigen Marktfrauen zugeworfen wurden, sowie die kärglichen Trinkgelder der Droschkenkutscher reichten für seine Bedürfnisse vollständig aus.

Je weniger er aß, desto mehr aber gähnte er. Ja, er hatte es darin sogar zu einer gewissen Virtuosität gebracht. Es war die einzige Gelegenheit, bei der man ihn eine energische Bewegung machen sah: Er pflegte nämlich, wenn er den Mund bis an die Ohrläppchen aufgerissen hatte, wie wenn er einen der auf dem Platze haltenden Heuwagen verschlucken wollte, den Kopf regelmäßig mit einem heftigen Ruck nach vorn zu werfen, ungefähr wie eine Bulldogge, welche nach einer Fliege

schnappt. Die Droschkenkutscher hatten ihm aus dieser Veranlassung den Namen „der Fliegenschnäpper“ beigelegt, unter dem er allen Stammgästen des Marktes bekannt war.

Eines Nachmittags im September saß Oskar wie gewöhnlich auf seinem Gitter. Die Luft war bereits ziemlich kühl, und zum ersten Male hatte er daran gedacht, was eigentlich während des herannahenden Winters aus ihm werden sollte. Allein der Gedanke hatte ihn nur wenig beunruhigt; das ist ja noch lange hin, sagte er sich, und damit schlummerte er ein. Während des Schlafes mußte ihm nun wohl eine Fliege oder ein anderes Insekt in die Nase gekrochen sein, denn er fuhr plötzlich mit einer lebhaften Bewegung in die Höhe, verlor das Gleichgewicht und stürzte, mit den Händen in die leere Luft greifend, rücklings in den Kanal, wobei er im Fallen noch mit dem Hinterkopf auf den Bord eines unter ihm liegenden Obstkahnes aufschlug und eine Terrine mit Apfelmus zertrümmerte, welche die Schifferfrau zum Abkühlen dorthin gestellt hatte. Mehrere Droschkenkutscher, die den Unfall sofort bemerkten, eilten schleunigst zur Hülfe herbei. Allein obgleich sie Oskar sofort auffanden, konnte derselbe doch nur als Leiche aus dem Wasser gezogen werden. Entweder in Folge des Schrecks oder der plötzlichen Abkühlung hatte ihn der Schlag gerührt, und alle Wiederlebungsversuche waren vergeblich.

Als die Schifferfrau durch den Lärm veranlaßt auf dem Verdeck erschien und sich über die Ursache desselben klar wurde, schlug sie die Hände über den Kopf zusammen:

„Und meine schöne Terrine! Nee, so'n unnützer Mensch!" . . .

Das waren die ersten Worte, die sie hervorzubringen vermochte.

Mißgriffe.

Es hatte bereits elf Uhr geschlagen. Wenn die Nacht erst so weit vorgerückt ist, dann fängt das rastlose Leben und Treiben, auch in den Hauptstraßen Berlins langsam an nachzulassen. Die gähnenden Thore der Theater haben sich hinter den herausfluthenden schwarzen Menschenströmen, aus denen hier und da, wie weiße Schaumwellen, die hellen Kapotten und Kopftücher der Damen auftauchen, geschlossen und diese Ströme selbst haben sich nach allen Richtungen hin ergossen. Die Mehrzahl der Theaterbesucher begiebt sich nach Hause und mit ihrem allmählichen Verschwinden von der Bildfläche verliert der Verkehr den Charakter des wogenden Getriebes, welchen er bis dahin zu zeigen pflegt.

Nach und nach nimmt die Physiognomie der Straßen ein ganz anderes Gepräge an. Ab und zu sieht man zwar noch Familien, welche nach dem Theater noch ein Stündchen im Restaurant verplaudert, oder bei Bekannten sich länger aufgehalten haben, im Großen und Ganzen besteht aber die Bevölkerung aus Herren, welche in mehr oder weniger animirter Stimmung aus ihrem Verein, vom Scattisch oder wo sie sich sonst amüsirt haben, heimkehren.

Sehr vereinzelt nur sieht man noch andere Gesichter auftauchen.

Um diese Stunde schritt ein einsames junges Mädchen die Leipzigerstraße entlang. Sie war von schlankem Wuchs, über mittelgroß und ihr frisches Gesicht mit den schwellenden, rothen Lippen und den hellen, klaren, braunen Augen, machte den Eindruck, als ob es für gewöhnlich recht schalkhaft und heiter der Welt in's Antlitz zu blicken pflege.

Heute jedoch schien Fräulein Marie Sander, dies war der Name des jungen Mädchen, ein wenig eingeschüchtert zu sein. Sie war bei einer im Potsdamer Viertel wohnenden Freundin, mit der sie als Verkäuferin in einem Weißwaarengeschäft angestellt war, zum Besuch gewesen. Diese Freundin hatte sich, um sie möglichst lange bei sich zu behalten, den schlechten Scherz gemacht, ihre Uhr um eine Stunde zurückzudrehen, so daß Marie, anstatt vor zehn, erst kurz vor elf Uhr die Wohnung derselben verlassen hatte.

Obgleich sie von dem ihr gespielten Betruge immer noch keine Ahnung hatte, mußte ihr doch wohl die Physiognomie der Straße nicht mehr ganz geheuer vorkommen, denn sie machte ein Gesicht, ungefähr so, wie das Rehzicklein, welches zum ersten Male dem ihm bisher nur vom Hörensagen bekannten Jäger begegnete und nun nicht wußte, ob es weglaufen oder langsam vorbeigehen sollte.

Mit Aufbietung all' ihres Muthes hatte sich Marie endlich im letzteren Sinne entschlossen, und schritt deshalb, ohne den Blick zu erheben, dahin.

Unangefochten war sie auch glücklich bis in die Nähe der Mauerstraße gelangt, allein hier gerieth sie in die peinlichste Verlegenheit. Aus der genannten Straße bog nämlich ein Betrunkener auf sie zu und wollte sie begleiten:

„Erlauben Sie, daß ich Ihnen den Hausschlüssel trage, mein schönes Fräulein!“ lallte er mit schwerer Zunge und gleichzeitig griff er nach ihrem Arm, um sich an demselben zu stützen.

Zum Tode erschrocken riß sich Marie los und eilte auf die andere Seite der Straße, um dem aufdringlichen Begleiter zu entgehen. Allein dieser schien es einmal auf sie abgesehen zu haben, denn sie hörte, wie er unter ganz gotteslästerlichen Flüchen und Betheuerungen, daß sie das schönste Mädchen von ganz Berlin sei, hinter ihr herstolperte.

Schon wollte der letzte Rest ihres Muthes sie verlassen, und sie war im Begriff, so schnell ihre Füßchen sie tragen wollten, davon zu laufen, als sie durch die klangvolle, beruhigende Stimme eines Herrn, der die kleine Scene schon von Anfang an beobachtet hatte, zurückgehalten wurde.

„Wenn es Ihnen recht ist mein Fräulein,“ sagte er, indem er achtungsvoll den Hut abnahm, „so bin ich gern bereit, Sie bis an Ihre Wohnung zu begleiten, um Sie vor einer Wiederholung ähnlicher Auftritte zu schützen.“

Aengstlich blickte Marie sich nach diesem neuen Begleiter um; allein bei seinem Anblick schwand allmählich ihre Angst und machte einem Gefühl vertrauensvoller

Sicherheit Platz. Sie schaute in ein von einem blonden Vollbart umrahmtes, offenes, männliches Gesicht, mit vertrauenerweckenden Zügen, das in diesem Augenblick allerdings einen leichten Anflug von Verlegenheit zeigte, als ob der Träger desselben nicht gewohnt sei, viel mit Damen zu verkehren.

Nach dem Grundsatze, daß man von zwei Uebeln immer das kleinste wählen soll, glaubte Marie das in bescheidener, rücksichtsvoller Weise gemachte Anerbieten annehmen zu müssen, und so dankte sie dem jungen Manne in diesem Sinne, während sie sich gleichzeitig ängstlich nach ihrem Verfolger umsah.

Allein schon war ihr auch der Himmel in Gestalt eines plötzlichen Windstoßes zu Hülfe gekommen. Dieser letztere hatte dem Betrunkenen den Hut vom Kopfe genommen und denselben in den Lichtschacht eines von einem eisernen Gitter umgebenen Kellerfensters geweht. Bei dem Versuche, ihn wieder zu erlangen, gerieth der Eigenthümer jedoch mit dem Kopfe unter das Gitter und es wollte ihm lange nicht gelingen, denselben wieder frei zu bekommen; erst nach vielem verzweifelten Zappeln und Strampeln gab das desparate Gitter die prustende, schimpfende Beute frei.

Während dieser Zeit hatten Marie und ihr Begleiter bereits einen solchen Vorsprung gewonnen, daß der Verfolger nicht mehr im Stande gewesen wäre, sie zu erreichen, wenn er auch wirklich daran gedacht hätte, die Verfolgung fortzusetzen.

Hatte solcherweise der Windstoß einerseits sein Gutes

gehabt, so war er andererseits jedoch auch der Vorbote eines sehr unangenehmen Platzregens gewesen, der nun mit wolkenbruchartiger Gewalt herniederplätscherte und unser junges Pärchen zwang, wohl oder übel unter einem Thorwege Schutz zu suchen, bis das Unwetter vorübergezogen war.

Bei diesem Warten haben wir Gelegenheit, uns den Begleiter Mariens etwas näher anzusehen. Wir sind jedoch genöthigt, dies in aller Eile zu thun, denn wir müssen uns nachher auch noch mit dreien seiner Freunde bekannt machen, welche sich's in diesem Augenblick in einem Café der Leipzigerstraße wohl sein lassen.

Herr August Wecke also ist Prokurist in einem Geschäftshause der Residenz, welches dem überflüssigen Rindvieh in Buenos Ayres das Liebste was es besitzt, nämlich die Haut abziehen läßt und sie dann hier zu Markte trägt, beziehungsweise fahren läßt. Dabei hat er einen blonden Vollbart und ein verlegenes Gesicht, das heißt verlegen ist es nur, wenn er sich in Damengesellschaft befindet und das kommt daher, weil August, ohne selbst recht zu wissen warum, ein Weiberfeind ist, und zwar einer von der schlimmsten Sorte. Er konnte die holden Frauen nämlich nur deswegen nicht leiden, weil man in Gesellschaft unter Umständen leicht in Gefahr geräth, ihnen aus Versehen einmal auf die Schleppe zu treten. Ein Mißgeschick, welches bisweilen allerdings entsetzliche Folgen nach sich ziehen kann . . .

Er hätte auch Marie heute, anstatt ihr beizustehen, lieber vor Angst vergehen lassen, wenn er nicht gesehen

hätte, daß sie ein kurzes Kleid trug. Sie hatte es nämlich des drohenden Regens halber, aufgeschürzt.

Außerdem konnte es aber auch unser Freund August um den Tod nicht leiden, wenn seine bereits erwähnten drei Freunde, mit denen er zweimal wöchentlich Abends von einer Skatpartie heimzukehren pflegte, den ihnen begegnenden Damen irgend welche Aufmerksamkeit schenkten.

Die Folge von alledem war, daß er als ein arger Tugendheld verschrieen war und daß seinen Freunden natürlich nichts angenehmer gewesen wäre, als ihn einmal in flagranti bei einer Verleugnung seiner Grundsätze zu ertappen.

Diese drei Freunde saßen mittlerweile im ersten Stock eines Cafés der Leipzigerstraße am Fenster, um durch eine Tasse Mokka die hochgehenden Wogen ihres Gemüths wieder einigermaßen zu beschwichtigen, welche der Abschied eines Freundes, dem sie bis zum Potsdamer Bahnhof das Geleit gegeben, darin aufgewühlt hatte.

Dieser Abschied, oder besser gesagt die unterschiedlichen Schoppen, welche dabei getrunken waren, hatten sie in jene Stimmung versetzt, in welcher der Mensch zu einem sogenannten kleinen Ulk ganz besonders aufgelegt ist.

Eben hatte der Regen aufgehört, und der Ingenieur Brand, das erste Blättchen aus dem fidelen Kleeblatt, warf einen Blick auf die in Folge des vorhergegangenen Unwetters fast ganz menschenleere Straße.

„Kinder, unser Berlin wird noch das reine Venedig," rief er mit seiner kolossalen Bierstimme, indem er

auf das vom Regen überströmte Asphaltpflaster deutete, welches bei dem flackernden Scheine der Straßenlaternen in der That wie eine dunkle, von wechselnden Lichtreflexen überstrahlte Wasserfläche zu ihnen heraufleuchtete.

Seine beiden Gefährten beugten sich vor, um zu sehen, ob der Ingenieur Recht hatte; aber in demselben Augenblicke gewahrte dieser unter einer Laterne auf der gegenüberliegenden Seite der Straße, Marie in Begleitung seines Freundes August, der ihr eben etwas recht Verbindliches zu sagen schien, denn sein Gesicht hatte sich zu seiner liebenswürdigsten Façon verzogen, was der grade in diesem Augenblick darauf fallende Schein der Laterne deutlich erkennen ließ.

„Daß Dich das Mäuschen beißt," rief Brandt in höchster Ueberraschung, „ich will mein Lebenlang Wasser schlucken, wenn dort unten nicht eben der Duckmäuser von Wecke mit einem jungen Mädchen am Arm vorbeispaziert. Habt Ihr gesehen Kinder? . . Da müssen wir unbedingt nach, vorwärts . . . rasch! . . .

Und unter Jubel und Lachen stürmte die angeheiterte Gesellschaft an dem ihnen kopfschüttelnd nachblickenden Kellner vorbei, hinunter auf die Straße.

Unser junges Pärchen hatte inzwischen, nichts Böses ahnend, seinen Weg fortgesetzt und August dachte eben im Stillen daran, daß seine Begleiterin doch eigentlich ein ganz allerliebstes Mädchen sei und ganz verschieden von den übrigen verderbten Geschöpfen, die durch ihre langen Schleppen die Ohren eines jungen Mannes in Gefahr bringen, von dem durch seine Füße hervorge-

rufenen verhängnißvollen Geräusch, welches das Zerreißen eines weiblichen Gewandes hervorbringt, getroffen zu werden.

Solches war August nämlich schon einige Male passirt und noch jetzt fuhr es ihm wie ein kalter Wasserstrahl über den Rücken, wenn er an das eisige Gesicht dachte, welches nach einem solchen Malheur jedesmal an die Stelle der eben noch zu dem holdesten und verbindlichsten Lächeln verzogenen Mienen getreten war.

Er schüttelte sich, um die entsetzliche Erinnerung los zu werden, aber in demselben Augenblick wurde er mit einem ohrzerreißenden Halloh begrüßt, welches seine Freunde, die den beiden jungen Leuten unbemerkt gefolgt waren, plötzlich neben ihm ertönen ließen.

Von allen Seiten schrie man auf ihn ein:

„August, alter Junge," rief Brand, „welcher Teufel plagt Dich denn, daß Du mit einem Male solche Sprünge machst?

„Kinder, dafür muß er mindestens eine Tonne zum Besten geben, sonst sagen wir es seiner Haushälterin," rief der corpulente Bierbrauer Lerche, (im Kreise seiner Intimen gewöhnlich schlechtweg die dicke Lerche genannt), während der elegante Herr Süßholz, welcher erster Verkäufer in einem Modewaarengeschäft war, Marie unter das Kinn fassen wollte, indem er schmunzelnd rief:

„Und was für einen feinen Geschmack der Sackermenter hat!" . . .

Im ersten Augenblick war August so bestürzt, daß

er ganz sprachlos dastand und nicht im Stande war, sich zu bewegen.

Erst bei dem Versuch Süßholzens, sich Marien in unehrerbietiger Weise zu nähern, bekam er wieder Leben.

„Seid Ihr denn alle verrückt geworden!“ rief er im höchsten Zorn und stieß seinen Freund Süßholz so heftig zurück, daß dieser beinahe in den Rinnstein getaumelt wäre; „diese Dame hat sich ja nur“ . . .

Er wollte die Situation in kurzen Worten erklären, aber man ließ ihn nicht dazu kommen. Durch Toben und Lärmen übertönte das ausgelassene Kleeblatt alle seine Einwendungen und je heftiger er wurde, mit desto größerem Gaudium suchten sie ihn zu überschreien.

Natürlich dauerte es nicht lange, so hatte der nächtliche Skandal einen Wächter herbeigelockt und nun wurde das Uebel noch ärger. Der Hüter des Gesetzes war nicht im Stande, durch gütliches Zureden, wie er es Anfangs versuchte, die Ruhe wieder herzustellen, er wurde vielmehr von den Dreien in solcher Weise angeulkt, daß er sehr bald ungemüthlich wurde und die ganze Gesellschaft aufforderte, ihm nach dem nächsten Polizeirevier zu folgen.

„Jawohl, jawohl! Nach der Polizei!“ schrieen die Angeheiterten durcheinander. „Unser Tugendheld muß auch mit; Hurrah! . . . das ist ein göttlicher Ulk! . . .“

Inzwischen hatte die arme Marie wie vom Donner gerührt, sprachlos dagestanden.

Nun existirt seltsamer Weise zwischen den Wächtern in der Leipziger Straße und einem gewissen französischen

Richter insofern eine wahrscheinlich unbewußte Ideenverbindung, als die Wächter bei allen nächtlichen Tumulten, ebenso wie jener Richter, fast immer in erster Linie zu fragen pflegten: „Wo steckt die Frau?"

Diese Frage stellte sich der Hüter der Nacht auch hier, und da Marie, welche vor Schreck außer Stande gewesen war, ihren Weg fort zu setzen, in nächster Nähe vor ihm stand, so betrachtete er sie ganz selbstverständlich als den Casus belli dieser nächtlichen Ruhestörung.

„Und sie kommen auch mit, vorwärts!" rief er, indem er sie rauh am Arme faßt und mit sich fortzuziehen suchte.

Allein hier hatte er die Rechnung ohne unsern Freund gemacht.

„Lassen Sie die Dame in Ruhe," fuhr dieser in höchster Erregung auf ihn los, indem er den erhobenen Arm des Wächters heftig zurückstieß.

Dieser nahm eine solche Intervention natürlich krumm und replicirte in einer seinen nächtlichen Lebensanschauungen entsprechenden Weise, ohne dem sich immer mehr aufregenden August Zeit zu lassen, ihm auseinanderzusetzen, daß diese junge Dame ganz ohne alle Schuld in den Scandal verwickelt worden sei. Gleichzeitig faßte er von Neuem nach dem Arm der vor Schreck und Angst halb ohnmächtigen Marie und forderte sie nochmals in strengem Tone auf, ihm nach der Wache zu folgen.

Allein nun war es um die Selbstbeherrschung August's geschehen.

„Sie hören doch, daß diese Dame nichts mit dem

Scandal zu thun hat," schrie er glühend vor Zorn und mit einem heftigen Stoß schleuderte er den Wächter zurück. Leider wollte es das Unglück, daß dieser auf dem regenglatten Asphalt ausrutschte und sich aller amtlichen Würde baar, der Länge nach auf die Straße legte. In demselben Augenblick erschien, durch den anhaltenden Lärm herbeigelockt, noch ein zweiter Wächter auf dem Kampfplatze, und nun war keine Rettung mehr: die ganze Gesellschaft mußte wegen ruhestörenden Lärmes, beziehungsweise Widerstandes gegen die Staatsgewalt, mit nach der Revierwache.

Hier klärte sich nun zwar nach vielem Hin- und Herreden die Sache endlich auf, namentlich wurde die völlige Unschuld Marien's und auch die unverschuldete Hineinziehung Wecke's festgestellt; allein nichtsdestoweniger heischte die in der Gestalt ihres schlüsselrasselnden Cerberus schwerbeleidigte Staatsgewalt Genugthuung und forderte unsern Freund Wecke nebst seinen drei Kumpanen durch den Mund des Staatsanwalts vor die Schranken des Strafgerichts in Moabit, während Marie eine Einladung als Zeugin erhielt.

Doch davon später. Nachdem die Personalien der Sistirten festgestellt waren, wurden dieselben vorläufig entlassen und August konnte nunmehr endlich seinen schwergeprüften Schützling nach Hause geleiten, denn in den chaotisch tosenden Hirnschädeln seiner drei Freunde war inzwischen doch schon nach und nach der Gedanke aufgedämmert, daß sie möglicherweise eine kolossale Dummheit begangen haben könnten und sie schlichen

daher ziemlich kleinlaut in entgegengesetzter Richtung von dannen.

August seinerseits versuchte nach besten Kräften die weinende Marie zu trösten, aber es wollte ihm dies nur in geringem Maße gelingen. Konnte er doch selbst nicht umhin, sich zu gestehen, daß der Ruf des jungen Mädchens in bedenklicher Weise kompromittirt war und wie er hinzufügen mußte, zum Theil durch seine Schuld.

Als sie an der Wohnung des jungen Mädchens angelangt waren, verabschiedete er sich in sehr gedrückter Stimmung und schlich, nachdem er zuvor um die Erlaubniß gebeten, sich am nächsten Tage nach ihrem Befinden erkundigen zu dürfen, ziemlich kleinmüthig nach Hause.

Unterwegs ließ er die ganze Geschichte des Abends nochmals an seinem Geiste vorüberziehen und die Gestalt des jungen Mädchens gaukelte dabei in den lieblichsten Bildern durch seine Phantasie. Ihr helles, fröhliches Lachen, die munteren Augen, das heitere, natürliche und doch auch wieder von einer sorgfältigen Erziehung zeugende Geplauder, nahmen ihn vollständig für sie ein. Und dann noch die kurzen Kleider! . . .

„Ja, sie ist ein reizendes Mädchen," dachte er, und unwillkürlich hob sich seine Brust zu einem schweren Seufzer.

Am andern Morgen, so früh es der Anstand erlaubte, machte er seinen Besuch. Aber die Schrecken des vorhergegangenen Abends hatten das arme Kind so angegriffen, daß sie gezwungen war, das Bett zu hüten. August wurde daher von ihrer Mutter, einer einfachen,

schwarz gekleideten Frau mit feinem, etwas leidend aussehendem Gesicht, dem jedoch in diesem Augenblick ein Ausdruck herber Strenge anhaftete, empfangen.

Sie nahm den Ausdruck seines lebhaften Bedauerns ziemlich kühl entgegen, indem sie ihm bedeutete, daß sie als alleinstehende Wittwe doppelt Ursache habe, über den guten Ruf ihrer Tochter zu wachen.

Die schüchtern ausgesprochene Bitte, seinen Besuch wiederholen zu dürfen, schlug sie ihm unter Hinweis auf den eben erwähnten Umstand rundweg ab, indem sie ihm noch in feiner Weise andeutete, daß bei der Verschiedenartigkeit ihrer beiderseitigen Lebensstellung von einem ferneren Verkehr zwischen ihnen ohnehin nicht die Rede sein könne und so mußte er sich ziemlich enttäuscht und unzufrieden mit sich selbst wieder entfernen.

Gleichwohl wollte ihn das Bild des jungen Mädchens nicht wieder verlassen; es verfolgte ihn im Wachen wie im Traume, und als ihm die Vorladung zu dem Termine zugestellt wurde, konnte er sich nicht enthalten, dieselbe mit Freuden zu begrüßen, weil sie ihm Gelegenheit geben sollte, den Gegenstand seiner Sehnsucht, der, all' seiner Versuche ungeachtet, bis jetzt immer unsichtbar für ihn geblieben war, endlich wieder zu sehen.

Nach langem Harren nahte endlich der theils ersehnte, theils gefürchtete Tag heran. Schon eine ganze Stunde vorher war August vor dem Gerichtsgebäude und wartete in höchster Spannung auf das Erscheinen Marien's.

Wie würde sie heute wohl aussehen? Wie würde

sie ihn empfangen? Würde sie wohl auch wieder so freundlich lächeln, wie damals, als sie während des Platzregens unter dem Thorwege standen und plauderten? Ach, und vor allen Dingen — würde sie auch wohl wieder kurze Kleider tragen?

Diese letzte Frage beschäftigte unsern Freund, ohne daß er sich dessen bewußt war, am allermeisten. Die kurzen Kleider waren in seiner schrullenhaften Einbildungskraft von der Huldgestalt seiner Angebeteten schlechterdings unzertrennlich.

Endlich sah er sie in Begleitung ihrer Mutter aus dem Pferdebahnwagen steigen. Sein Herzschlag stockte, das Blut stieg ihm zu Kopfe, mit fieberhaftem Blick spähte er nach der unteren Hälfte ihrer Gestalt. Noch wurde dieselbe von dem Korbe des Zeitungshändlers verdeckt, aber da . . . jetzt wurde sie sichtbar und richtig — sie hatte noch immer kurze Kleider an.

Zwar hatte ihm heute nicht der Himmel, wohl aber das Glück gelächelt, denn es war wiederum Regenwetter.

Voll freudiger Aufregung eilte er den Damen entgegen. Leider wurde seine Freude bedeutend gedämpft, als er die vom Weinen gerötheten Augen Mariens und das ernste Gesicht ihrer Mutter sah. Mit einer tiefen Verbeugung näherte er sich den sehnlichst Erwarteten und führte sie in das Wartezimmer, wo sich der frühen Stunde wegen außer dem uns bekannten liederlichen Kleeblatt noch keine Seele befand.

Die drei Unheilstifter sprachen nochmals in corpore ihr Bedauern über die unliebsame Scene aus — eine

Buße, die ihnen August als Bedingung für seine gänzliche Aussöhnung mit ihnen auferlegt hatte, und zogen sich dann discret in eine Fensternische zurück.

Zu ihrer Ehre müssen wir hier noch erwähnen, daß sie gleich am ersten Tage nach dem Vorfalle einen Deputirten entsandt hatten, um in aller Form um Verzeihung zu bitten und zwar hatten sie zu dieser schwierigen Mission den schönen Süßholz entsendet. Dieser elegante und formvollendete Cavalier hatte sich denn auch seiner Aufgabe mit solcher Anmuth entledigt und dabei soviel Gutes über den Character, den Reichthum und die Unabhängkeit seines Freundes August gesagt, daß es ihm gelungen war, nicht nur bei der Tochter, sondern sogar bei der strengen Mutter eine etwas versöhnlichere Stimmung hervorzurufen.

Heute jedoch war die Stimmung der beiden Damen wieder eine sehr gedrückte und namentlich Marien stand das Weinen näher als das Lachen.

„Ich habe noch nie etwas mit der Polizei zu thun gehabt und nun noch gar mit dem Gericht,“ erwiderte sie dem tröstenden August, dem es bei diesen Ausführungen immer schwüler zu Muthe wurde; „und schwören muß ich gewiß auch, ach . . . und dann kommt es am Ende gar noch in die Zeitungen . . .“

Bei dem Gedanken an die Zeitungen war es mit ihrer Selbstbeherrschung vollständig vorbei; sie schluchzte, als ob ihr das Herz brechen wollte.

„Was werden die Leute nur von mir denken . . . mein guter Name . . . und meine Colleginnen . . . ich

schäme mich todt . . ." kam es abgerissen aus ihrem Munde.

Unser Freund August kam sich während dessen wie ein schon halb hingerichteter armer Sünder vor. Allein wenigstens wollte er Alles thun, was in seinen Kräften stand, um die Thränen des lieben, guten Kindes zu stillen und so versuchte er denn unter Zittern und Zagen, ihr die Hände vom Gesicht zu nehmen:

„Liebes Fräulein," sagte er mit stockender Stimme, „thun Sie mir den einzigen Gefallen, und seien Sie mir nicht böse . . . und weinen Sie nicht mehr so sehr, ich . . . ich . . . ich will Sie auch ja gerne heirathen!" platzte er mit dem Muthe der Verzweiflung heraus.

Man kann sich denken, daß eine in solcher Form vorgebrachte Werbung von den Anwesenden mit den verschiedenartigsten Gefühlen und Gesichtern aufgenommen wurde.

Die Hauptperson, nämlich Marie, lächelte unter ihren Thränen und obgleich sie die gewählte Form des Antrags etwas komisch fand, stimmte derselbe doch viel zu sehr mit den geheimen Träumen ihres Herzens überein, als daß sie etwas hätte dagegen haben können und zum Erstaunen darüber schien ihr auch die Zeit zu fehlen, weil sie ja ihre Thränen trocknen mußte.

Ihre Mutter dagegen erstaunte Anfangs gar sehr; als sie dann aber in das ernste, männliche, augenblicklich in verlegener Begeisterung glühende Gesicht ihres zukünftigen Schwiegersohnes blickte, da kam es wie ein Gefühl heißen Dankes gegen den Allgütigen über sie,

der ihr, indem er ihr die Sorge um die Zukunft des geliebten Kindes abnahm, gleichzeitig die Aussicht auf einen friedlichen, durch keine Nahrungssorgen getrübten Lebensabend eröffnete und bewegten Herzens legte sie ihre Hand in die Rechte unseres Freundes, welche dieser ihr bittend entgegenstreckte.

Am schlagendsten trat die Verschiedenartigkeit des Eindrucks bei den drei Freunden zu Tage. Eins jedoch thaten sie zunächst alle gemeinsam: sie bissen sich auf die Lippen und zogen ihre respektiven Nasen in ganz wunderliche, krause Falten. Dann aber murmelten sie jeder etwas in den Bart:

„Seh' mal einer den Schwerenöther an," sagte der joviale Brand;

„Der Kerl ist verrückt," brummte die dicke Lerche;

„Keine Spur von Eleganz!" flüsterte der schöne Süßholz, mit einem geringschätzenden Blick auf den glücklichen Bräutigam.

Das Ende vom Liede aber war, daß sie alle drei, nachdem eine Verständigung zwischen den Hauptpersonen in aller Kürze erfolgt war, auf das herzlichste gratulirten.

Eine fidelere Gesellschaft wie die heutige war wohl noch nie vor einem Richtercollegium erschienen. August strahlte und seine Freunde schmunzelten. Da es Niemandem von ihnen einfiel zu leugnen, oder die Sache zu vertuschen, namentlich aber auch der Wächter, welcher inzwischen zur Einsicht seines eigenen Mißgriffes gekommen war, die Sache im richtigen Lichte darstellte, so wurde von der Vernehmung Mariens vollständig Abstand ge-

nommen, August wurde freigesprochen und die drei Freunde mußten für ihren Unfug eine Geldstrafe zahlen.

So löste sich die tragische Geschichte schließlich in eitel Liebesglück und Seligkeit auf, in dem jedoch, wie wir nicht verschweigen dürfen, für unsern Freund August noch ein einziger Wermuthstropfen zurückgeblieben zu sein schien, der ihm manchmal für Augenblicke sein junges Glück verbitterte. Endlich aber war es den scharfsinnigen Bemühungen seiner muntern Braut gelungen, auch die Ursache dieses Schattens, der bisweilen in den zärtlichsten Augenblicken wie eine dunkle Wolke über das Gesicht ihres Verlobten zog, ausfindig zu machen und sie hatte ihm mit lachendem Munde die Sorge darüber vom Herzen genommen:

Sie hatte ihm nämlich versprochen, bei ihrer Hochzeit keine Schleppe zu tragen.

Der „Philosoph."

Eine sonderbare Veranlassung führte mich zum ersten Male mit dem „Philosophen“ zusammen.

Ich war erst kurze Zeit in Berlin, und da mein Beruf es einmal mit sich brachte, so spazierte ich langsam die Prinzenstraße auf und ab und wachte über die Sicherheit ihrer Anwohner und Passanten. Nebenbei hielt ich mit dem Blick eines erst kurze Zeit im Dienst befindlichen pflichteifrigen Beamten aufmerksam nach etwaigen Straßenpolizei-Kontraventionen Umschau.

Die Prinzenstraße ist, ähnlich wie die parallel laufende Adalbertstraße, für den Polizeibeamten von besonderer Bedeutung. Sie bildet eine fast direkte Verbindung zwischen der Hasenhaide und den Asylen für Obdachlose im Nordosten Berlins. Zu gewissen Zeiten des Jahres, namentlich im Herbst und im Frühling, wenn die Tage schön, die Nächte aber empfindlich kühl sind, dann findet zwischen jenen beiden Punkten ein recht lebendiger Verkehr von Pennbrüdern und sonstigen zweifelhaften Individuen statt, die die Hasenhaide als Tages-, das Haus in der Büschingstraße aber als Nachtquartier zu benutzen pflegen.

Nachdem sie unter den Kiefern der Hasenhaide den

Tag im dolce far niente verbracht und wie die Lilien auf dem Felde an nichts weniger als an den kommenden Morgen gedacht haben, ziehen sie sich gegen Abend nach den schützenden Straßen der Stadt zurück.

Aber die Nächte sind lang und der Hunger thut weh, das wissen die Pennbrüder recht genau und über nichts in der Welt wundern sie sich mehr, als daß es Leute giebt, die nicht schlafen können, wenn sie sich den Magen überladen haben. Ein richtiger Pennbruder kann immer schlafen, wenn er nur keinen Hunger hat. Die Tagesgäste der Hasenhaide wissen aber auch ferner noch, daß im Asyl kein Tisch für sie gedeckt ist und darum suchen sie wenigstens auf dem Wege dorthin soviel als möglich für den leiblichen Menschen zu sorgen, indem sie sich ihr Abendbrod erbetteln.

Es ist klar, daß diese Bettelei für die Bewohner jener Stadtgegend mancherlei Belästigungen mit sich bringt und von den Polizeibeamten wird daher auf professionirte Bettler eifrig gefahndet.

Auch ich hatte meine Blicke nach dieser Richtung hin angestrengt, aber es war mir bisher noch nichts Besonderes aufgefallen.

Plötzlich sah ich aus einer Eckdestillation einen Mann herauskommen, der meinen Verdacht erweckte. Sein Gesicht konnte ich nicht sehen, denn er bog ohne mich bemerkt zu haben, gleich in eine Querstraße ein, aber sein ganzer Habitus deutete darauf hin, daß ich es mit einem „Heruntergekommenen" zu thun hatte. Er trug einen niedrigen schwarzen Hut, der augenscheinlich schon mehrere

Besitzer gehabt hatte. Den Leib bedeckte ein schwarzer Gehrock, dessen Nähte und Ellenbogen einen nicht mehr zweifelhaften Glanz zeigten, und auf die abgetretenen Stiefel fielen ein paar graue Beinkleider herab, die unten zu bedenklich langen Fransen ausgefasert waren.

Als ich an die Ecke kam, war er verschwunden; er mußte also das nächste Haus betreten haben. Ich ging ebenfalls hinein und blieb an der Treppe stehen. Nach einer Weile hörte ich, wie ganz oben im vierten Stock geklingelt wurde. Während ich nunmehr ebenfalls die mit Läufern bedeckte Treppe hinanstieg, wurde von Neuem geklingelt, diesmal aber im dritten Stock. Jetzt war ich meiner Sache sicher. Der Mann hatte die alte Praxis der Bettler befolgt, die darin besteht, daß sie stets erst so weit hinaufsteigen, wie sie können, dann eine Weile lauschen, ob ihnen Niemand folgt und nun von oben herab anfangen, das Haus abzubetteln.

Da die Läufer den Schall dämpften, so hatte er meine Schritte nicht gehört und als ich im dritten Stock anlangte, kam ich grade dazu, wie eine junge Frau ihm eine Schrippe herausreichte.

„Sie haben hier angesprochen," wandte ich mich direkt zu ihm und da der Augenschein gegen ihn war, so machte er keinen Versuch zu leugnen. Nachdem ich mir den Namen der Frau gemerkt hatte, veranlaßte ich ihn, mir nach der Wache zu folgen.

„Sind Sie schon einmal wegen Bettelns bestraft?" fragte ich ihn, als wir auf der Straße angelangt waren.

„Nein, noch nie," war die Antwort, „Sie sind der erste Schutzmann, der mich dabei abgefaßt hat, und wenn ich heute kein Pech gehabt hätte, dann würde mich wohl so bald noch keiner erwischt haben."

„Das ist allerdings ein seltsames Zusammentreffen," versetzte ich unwillkürlich lächelnd, „Sie sind auch der erste Bettler, der mir in die Hände gelaufen ist."

Er schien sich darüber zu ärgern, daß er einem Neuling zum Opfer gefallen war, denn seine Stirn zog sich in Falten. Doch dauerte die Anwandlung nur einen Augenblick, dannn verzog sich sein Mund zu einem sarkastischen Lächeln.

„Nun, da haben Sie sich ja bei mir Ihre Sporen verdient," versetzte er ironisch. „Ich meine das natürlich nur bildlich," fuhr er fort, als er sah, daß mir der Spott nicht gefiel.

„Demnach hätten Sie bei mir Ihre Sporen verloren; natürlich auch nur bildlich," erwiderte ich mit einem Blick auf seine abgetretenen Stiefel.

Er zuckte zusammen und ein Ausdruck schmerzhafter Scham in seinem Gesicht zeigte mir, daß noch nicht alles Ehrgefühl in ihm erloschen war.

Ich kam mir plötzlich recht herzlos vor. Jedenfalls war dieser Mann unglücklich, gleichviel ob durch eigene oder fremde Schuld. Allerdings hatte er mich durch seine Ironie verletzt, aber konnte ich ihm unter den obwaltenden Umständen seine Verstimmung übel nehmen? — Es that mir unwillkürlich leid, ihm mit gleichem Spott gedient zu haben. Außerdem lag etwas in seinem

Auftreten, was mich interessirte. Seine Sprache sowohl wie sein ganzes Wesen deuteten darauf hin, daß er eine bessere Erziehung genossen hatte. Er mochte etwa dreißig Jahre zählen, obgleich die Spuren ausgestandener Leiden und Enttäuschungen ihn älter erscheinen ließen. Sein Gesicht trug unverkennbar den Stempel einer gewissen Intelligenz; aber die unruhig flackernden Augen und die leicht geröthete Nase verriethen dem aufmerksamen Beobachter auch auf das Deutlichste, daß hier der Schnapsteufel wieder einmal ein Opfer mit unlöslichen Fangarmen umstrickt hatte.

Wir waren eine Strecke schweigend neben einander hergegangen. Er hatte auf meine letzte Bemerkung nur mit einem Seufzer geantwortet und ich selbst wußte nicht recht, wie ich meiner eigenen Stimmung, die mir nach und nach fast peinlich geworden war, Ausdruck geben sollte. Ich hätte die Härte meiner Worte gern verwischt und wußte nicht, wie ich es machen sollte, ohne meiner Würde als neugebackener Beamter etwas zu vergeben. Endlich raffte ich mich zu einem Entschlusse auf:

„Nehmen Sie mir meine Worte von vorhin nicht übel," sagte ich offenherzig, „sie fuhren mir plötzlich so heraus; ich hatte nicht die Absicht Sie zu verletzen."

Er war überrascht und sah mich fast erstaunt an.

„O, bitte sehr, Herr Wachtmeister," antwortete er beinahe verlegen. „Ich habe mir schon mehr gefallen lassen müssen."

„Es kommt darauf an, ob mit Recht oder Unrecht," erwiderte ich.

„Nun, wie man es nimmt,“ war die Antwort. „Man hat mir übel mitgespielt, aber freilich, ich hatte es zum Theil verdient.“

Der Mann interessirte mich immer mehr. Die Art und Weise, wie er von seiner Schuld sprach, mußte entschieden Theilnahme erwecken.

„Sagen Sie mal, was sind Sie eigentlich?“ fragte ich fast unwillkürlich.

Er zuckte die Achseln: „Augenblicklich gar nichts,“ sagte er mit einem schwachen Lächeln, „früher war ich Doktor philosophiae und Lehrer an einer höheren Schule.“

„Doktor! Lehrer! . . .“ rief ich fast bestürzt. Vor Ueberraschung vermochte ich kein Wort weiter hervorzubringen. Der Mann war mir ein Räthsel, dessen Lösung mir unmöglich schien. Wie mochten die Wellen des Lebens ihn umhergeworfen haben, ehe er auf dem wüsten Strande des Vagabondenthums gescheitert war.

Er schien über mein sprachloses Staunen einigermaßen verwundert zu sein.

„Man sieht, daß sie noch nicht lange in Berlin sind, Herr Wachtmeister,“ sagte er, „sonst würden Sie sich jedenfalls weniger wundern. Uebrigens bin ich heute ausnahmsweise nüchtern; wenn ich betrunken gewesen wäre, würden Sie mir kaum so freundlich begegnet sein.“

Ein hartes und zugleich bitteres Lächeln war bei den letzten Worten auf sein Gesicht getreten. Ich war

froh, daß wir inzwischen vor der Wache angelangt waren wo unsere Unterhaltung ein Ende erreichte.

Nachdem ich ihn abgeliefert hatte, setzte ich meinen Patrouillengang fort und als ich nach anderthalb Stunden abgelöst wurde, war er bereits mit dem grünen Wagen nach dem Molkenmarkt befördert worden.

Meine erste Frage, als ich die Wache betreten hatte, galt natürlich dem Schicksal meines Doktors. Zufälligerweise wußte einer der älteren Kollegen meine Neugier zu befriedigen.

Der Mann hieß Riewald und hatte in der That früher eine Lehrerstelle an einer höheren Privatschule inne gehabt. Mit seinen Leistungen war man dort jedoch nie recht zufrieden gewesen, weil er sich zu viel mit andern Dingen beschäftigte. Er hatte die fixe Idee gehabt, möglichst schnell reich zu werden. Die Triebfeder dieses Wunsches war die Liebe zu einem jungen Mädchen, der Tochter eines Buchdruckereibesitzers, in dessen Hause er seit Jahren verkehrte. Das Mädchen war herzlos und kokett. Sie hatte ihm oft genug erklärt, daß nur ein Mann mit gewichtigem Vermögen auf ihre Hand rechnen dürfe. Sein Grübeln und Sinnen war daher einzig darauf gerichtet, durch irgend eine glückliche Idee den Schoß Fortunas für sich zu erschließen. Als Vorbilder hatten ihm die Erfolge einzelner Reklamehelden vorgeschwebt, die in der damaligen Gründerzeit durch geschickt angelegte Spekulationen im Handumdrehen ungeheure Summen verdienten. Endlich war es ihm auch

gelungen, einen Plan zu ersinnen, von dem er sich Erfolg versprechen durfte. Der Colportageschwindel stand zu jener Zeit auf dem Gipfel seiner Blüthe, aber die gewohnten Lockmittel, Stahlstiche und schlechte Oeldruckbilder wollten nicht mehr recht ziehen. Es kam darauf an, ein neues, sensationelles Zugmittel zu ersinnen und in seinem erfinderischen Kopfe kam der Gedanke zur Reife, daß ein nützlicher Haushaltungsgegenstand, etwa ein hübscher Regulator, namentlich auf die Frauen eine zauberhafte Wirkung ausüben müsse. Ein effektvoller Schauerroman im Genre des Grafen von Monte-Christo war bald entdeckt. Er arbeitete einen glänzenden Prospekt aus und unterbreitete dann den Plan seinem künftigen Schwiegervater. Dieser, ein in derartigen Geschäften bereits einigermaßen erfahrener Mann mit unternehmendem Charakter, hatte die Originalität seiner Idee bald erkannt. Er erwog die Sache nach allen Richtungen hin und machte sich dann mit dem Einsatz des größten Theiles seines Vermögens an die Ausführung derselben. Eine große Fabrik wurde mit der Massenherstellung der Uhren beauftragt, die ersten Nummern der Colportagehefte wurden in Tausenden von Exemplaren gedruckt, und mit einem in den überschwänglichsten Ausdrücken gehaltenen Prospekt, auf dem natürlich die vortheilhaftesten Abbildungen des prachtvollen Regulators nicht fehlten, unter das Publikum geworfen. Der Erfolg war ein beispiellos ungeheurer. Allein in Berlin wurden in Zeit von wenigen Wochen an zwanzigtausend Abonnenten gesammelt und in den Provinzen war der Absatz verhältnißmäßig

noch größer. Riewald schwebte im siebenten Himmel. Er glaubte den Gipfel seines Glückes erreicht zu haben, denn der Gedanke, daß sein Schwiegervater ihm seinen Antheil des Gewinnes, den er mit Recht beanspruchen durfte, vorenthalten könne, war ihm noch nicht im Schlafe eingefallen. Die Liebe hatte ihn blind gemacht und als ihm endlich die Augen aufgingen, gab es natürlich eine äußerst heftige Scene.

Der Schwiegervater, ein kalt berechnender Geschäftsmann und ebenso herzlos wie seine Tochter, hatte ihm eine geradezu lächerlich kleine Summe als Honorar für seine „Idee“ angeboten. Riewald, dem das Geld im Grunde als Nebensache galt, hatte dieselbe erregt zurückgewiesen und als Preis für seine Leistungen die Hand des jungen Mädchens verlangt, auf die er längst ein Anrecht zu haben glaubte. Seine Werbung wurde von dem inzwischen reich gewordenen Buchdrucker mit höhnischem Spott zurückgewiesen und der so Verschmähte hatte nun darauf bestanden, seine Melanie, dies war der Name des jungen Mädchens, persönlich zu sprechen, um aus ihrem eigenen Munde sein Schicksal zu hören. Der Vater weigerte sich, sie rufen zu lassen und als Riewald, dessen Charakter ohnehin zum Jähzorn neigte, in immer heftigere Aufregung gerieth, wollte er ihn aus dem Hause weisen. Dadurch war dieser in eine fast an Tobsucht grenzende Raserei verfallen. Er rückte dem schurkischen Betrüger auf den Leib, so daß dieser schließlich die Hülfe der Polizei requirirte. Das hatte dem Faß den Boden ausgestoßen. Der um alle seine Hoffnungen betrogene

Riewald widersetzte sich den Beamten, die ihn anfangs durch gütliches Zureden zu beschwichtigen suchten, in so heftiger Weise, daß er sich, abgesehen von dem Strafantrage, welchen der erboste Buchdrucker wegen Hausfriedensbruches gestellt hatte, auch noch eine Anklage wegen Beamtenbeleidigung zuzog. Allerdings ließ das Gericht seine hochgradige Erregung als Milderungsgrund gelten, aber gleichwohl mußte auf eine mehrwöchentliche Gefängnißstrafe erkannt werden, die den ehrgeizigen, bisher völlig unbescholtenen Mann moralisch vollständig umwandelte. Außerdem war dieselbe auch noch insofern verhängnißvoll für ihn, als er infolge derselben seine ohnehin schon längst sehr vernachlässigte Stellung als Lehrer verlor.

Seit jener Zeit war Riewald langsam von Stufe zu Stufe gesunken. Anfangs hatte er sein Dasein durch Ertheilung von Privatstunden und Musikunterricht zu fristen gesucht. Aber seine unselige Projektenschmiederei, sowie der Trunk, dem er nach und nach anheimfiel, verhinderten ihn, sich ein einigermaßen anständiges Auskommen zu sichern. Ein glühender Durst nach Rache hatte alle seine Sinne gefangen genommen, aber um diese befriedigen zu können, mußte er reich sein. Er entwarf daher alle möglichen Pläne, lief zu allen Concurrenten seines früheren Schwiegervaters in spe, aber er fand nirgends Anklang. Theils waren seine Projekte zu abenteuerlich und unsicher, theils war der Eindruck, den er machte, an und für sich schon zu wenig vertrauenerweckend.

Als er in Folge seiner zunehmenden Trunksucht keine Schüler mehr fand, hatte er alle möglichen Erwerbszweige ergriffen, mit denen die gescheiterten Existenzen der Riesenstadt sich über Wasser zu halten suchen. Er war nach einander Agent für eine Versicherungsgesellschaft, Stadtreisender, Colporteur und Schreiber bei einem Winkeladvokaten gewesen, aber nirgends hatte er sich dauernd zu halten vermocht. Die zuletzt erwähnte Stellung hatte er vor etwa vier Wochen verloren und seitdem war es ihm noch nicht gelungen einen neuen Erwerbszweig ausfindig zu machen. Da er die Miethe nicht zu zahlen vermochte, so hatte sein bisheriger Schlafstellenwirth ihn aus der Wohnung gewiesen, und er war nach der Hasenhaide gezogen. Unter den Tagedieben, mit denen er dort zusammentraf, waren ihm sehr bald die letzten Skrupel, welche ihn noch an die Satzungen der Gesellschaft fesselten, abhanden gekommen, nebenbei mochte der Hunger wohl auch ein Wort mitgeredet haben, kurz er hatte sich seitdem bettelnd durchgeschlagen, bis er mir endlich in der oben geschilderten Weise in die Hände fiel.

Das war im Herbst 1879.

Seit jener Zeit hatte ich oft an ihn gedacht, aber ich war ihm nie wieder begegnet, bis endlich, im Winter 1882 unsere Wege sich von neuem kreuzten.

Ich hatte inzwischen auf einem anderen Gebiet des Polizeiwesens Verwendung gefunden, in Folge deren ich genöthigt war, meinem Beruf in Civilkleidung obzuliegen. Eine dienstliche Veranlassung führte mich nach einem Budikerkeller in der Raupachstraße.

Während ich die schmalen, ausgetretenen Stufen hinabstieg, wurde ich nicht wenig überrascht, als mir aus dem niedrigen, verräucherten Local der Gesang eines Liedes entgegenschallte, das man sonst nicht gewöhnt ist, an derartigen Orten zu hören. Es war „Des Sommers letzte Rose.“ Etwa ein Dutzend rauher Kehlen gaben sich augenscheinlich die größte Mühe, dasselbe mit möglichst viel Gefühl zum Vortrag zu bringen. Während der Pausen vernahm man die mit kräftiger, sicherer Hand gegriffenen Akkorde eines Klaviers und daneben das klägliche Gewimmer einer Geige, die von unberufenen Händen malträtirt, Töne von sich gab, welche lebhaft an das Miauen einer jungen Katze erinnerten.

Nachdem es mir mit einiger Mühe gelungen war, in einem Winkel noch ein Plätzchen aufzutreiben, ließ ich mir von der Wirthin ein Glas Bier geben und versuchte dann, mir über die eigenthümliche Situation klar zu werden.

In einer Ecke am Fenster stand das Klavier. Der Mann, welcher es spielte, hatte mir den Rücken zugewandt, so daß ich sein Gesicht nicht sehen konnte, obgleich die Art seines Spiels mich bereits neugierig gemacht hatte.

Neben ihm stand ein vierschrötiger Mensch mit einem Vollmondsgesicht, den die blaue Schürze und aufgeschlagenen Hemdsärmel auf den ersten Blick als den Wirth erkennen ließen. Die kurzen, fleischigen Finger der linken Hand machten die krampfhaftesten Anstrengungen, um auf dem Griffbrett der Geige ihre Schuldigkeit zu thun.

Die Rechte führte den Bogen und die Augen flogen fortwährend von einem der Mitsingenden zum andern, bald vorwurfsvoll, wenn einer falsch oder zu laut gesungen hatte, bald ermunternd, wenn eine Stelle kam, die nach seiner Ansicht ein forte verlangte. Der Mann machte in seiner Begeisterung für den Gesang einen grotesken, aber auch zugleich rührenden Eindruck. Man sah, daß er mit Leib und Seele bei der Sache war; nicht nur sein Fiedelbogen, sondern der ganze Körper folgte den Rhythmen des Gesanges.

Was die Gäste betrifft, so gehörten sie sämmtlich dem Arbeiterstande an. Viele von ihnen hatten blaue oder carmoisinrothe Hände, sie mußten in einer benachbarten großen Färberei beschäftigt sein. Sie waren augenscheinlich ebenfalls mit ganzer Seele bei der Sache; von meinem Eintreten hatten nur die in der Nähe des Einganges Stehenden flüchtig Notiz genommen. Trotzdem mich die ganze Gesellschaft lebhaft interessirte, war meine Hauptaufmerksamkeit doch auf den Klavierspieler gerichtet; es lag etwas in seinem Spiel, was unwillkürlich fesselte.

Endlich war der Gesang beendet und wie ich erwartet hatte, wandte er mir sein Gesicht zu:

Es war Riewald.

Ich war nicht sonderlich erstaunt ihn hier wiederzufinden; mein Beruf hatte mich bereits einigermaßen gegen derartige Ueberraschungen abgehärtet; als ich ihn jedoch näher in's Auge faßte, konnte ich mich gleichwohl eines leisen Schauders nicht erwehren, als ich sah, was

Laster und Elend in den wenigen Jahren aus dem Manne gemacht hatten. Das ehemals lockige schwarze Haar war grau geworden, die gläsernen Augen quollen unnatürlich weit aus den Höhlen hervor und die Nase hatte die kupferrothe Schattirung des Gewohnheitssäufers angenommen. Sein gekrümmter Rücken und die steifen Bewegungen der Arme und Beine sagten mir nur zu deutlich, daß er viel im Freien genächtigt hatte, Rheumatismus und Gicht lagen ihm augenscheinlich in allen Gliedern. Der Rock, den er trug, schien noch derselbe zu sein, in dem ich ihn vor drei Jahren gesehen hatte; wenigstens sah er entsprechend schäbiger aus.

Er erkannte mich nicht und ich zog es aus verschiedenen Gründen vor, mein Incognito beizubehalten.

Während ich noch über das Schicksal des seltsamen Menschen nachdachte, trat einer der Arbeiter mit einer „großen Weißen" zu ihm heran.

„Prost Philosoph; da trink erst 'mal," sagte er, indem er ihm das Glas darreichte.

„Ach, scheer' Dich weg mit Deinem Zeugs, denkst wohl, ich will mir den Magen verderben; gieb lieber 'nen großen Nordhäuser," war Riewald's Antwort. Seine Stimme war rauh und heiser und ein heftiger Hustenanfall hinderte ihn am Weitersprechen.

„Mutter Behrens, 'nen großen Nordhäuser für'n Philosophen," rief ein anderer Zechbruder dazwischen.

Mit einem fast gierigen Blick streckte Riewald die zitternden Hände aus und stürzte den Inhalt des Glases hinunter.

„Ah,“ stöhnte er erleichtert, „ist das ein Schluck! Das reine Gotteswort!“

Die Worte klangen wie blutiger Hohn in seinem Munde.

„Rollfritze, dafür spiele ich Dir Dein Leibstück,“ schrie er dann in die Gesellschaft hinein und setzte sich von neuem an das Instrument.

Im nächsten Augenblick schlugen die Akkorde eines bekannten Kneipliedes an mein Ohr und gleich darauf fiel die ganze Gesellschaft in bacchantischer Lust ein:

„Brüderchen gieb 'ne Weiße
Und 'nen großen Schnaps dazu;
Brüderchen ist 'n guter Mann,
Der 'ne Weiße geben kann.
Brüderchen gieb 'ne Weiße
Und 'nen Schnaps dazu.“

Die Verse wurden nach einer bekannten Melodie immer von neuem wiederholt, mit einer Ausdauer, daß ich glaubte, der Gesang würde gar kein Ende nehmen.

Plötzlich hörte Riewald mitten im Liede auf und warf seinen Stuhl zurück:

„Glaubt Ihr Schafsköppe denn, ick werde den ganzen Abend vor naß spielen,“ schrie er mit roher Stimme. „Erst laßt anfahren, sonst könnt Ihr mir alle gestohlen werden.“

Es fiel keinem der Gäste ein, diese urwüchsige Strafrede übel zu nehmen; vielmehr riefen drei oder vier von ihnen lachend nach der Wirthin. Bald wurde ein neuer Nordhäuser gebracht und unter Gesang und groben Scherzen wurde das Gelage fortgesetzt.

Je länger dasselbe sich hinzog, desto aufgeregter wurde Riewald. Immer rasender hämmerten seine Finger auf die Tasten und sein Gesicht brannte wie von glühender Fieberhitze. Es war augenscheinlich, daß er sich mit Gewalt zu betäuben suchte.

Gegen zehn Uhr trat endlich eine kurze Pause ein.

„So Philosoph, jetzt noch den „Wahnsinnigen,“ rief der vorhin als Rollfritze Angeredete, ein robuster, breitschultriger Mensch mit vollem, gutmüthigem Gesicht. Die Peitsche, welche er noch in der Hand hielt, wie auch die dicke englischlederne Joppe kennzeichneten ihn als Rollkutscher, welcher Würde er auch unzweifelhaft seinen Spitznamen verdankte.

Mit einem zornigen Blick fuhr Riewald empor:

„Blödsinn,“ schrie er erregt, „davon verstehst Du ja doch nichts.“

Aber der „Rollfritze“ ließ sich nicht irre machen.

„Na nu, mach' man keene langen Reden,“ sagte er ruhig, „ick gebe noch 'nen Großen un denn setz'st Du Dir hin und spielst.“

Die Aussicht auf den „Großen“ schien Riewald zu besänftigen, aber einige andere Gäste drängten den Kutscher zurück.

„Nee, gieb ihm keenen mehr, er hat genug,“ klang es von verschiedenen Seiten.

Aber ihre gutgemeinten Worte fanden wenig Anklang bei Riewald. Als er seinen „Großen“ in Gefahr sah, gerieth er fast in Raserei und um einen Skandal zu verhüten, brachte der Wirth, der ebenfalls zu den War=

nenden gehörte, nur eiligst selbst noch einen Schnaps herbei.

Riewald stürzte ihn hinunter und setzte sich an's Klavier.

Ich hatte keine Ahnung, was mit dem „Wahnsinnigen" gemeint sein konnte, und erwartete irgend ein tolles Kneipenlied zu hören.

Meine Ueberraschung war daher schon nicht gering, als ich die „letzten Walzer eines Wahnsinnigen" vernahm, aber ich wurde auf das Tiefste ergriffen von dem Ausdruck, welchen der Trunkenbold hineinlegte.

Das war ein seltsames, wunderbares Spiel; es lag etwas unendlich Ergreifendes in den Tönen, die da unter den Fingern des verkommenen Menschen hervorquollen. Bald klangen sie leise, wie stilles Weinen um ein verlorenes Paradies, bald schwollen sie langsam an zu schrillen, gewaltigen Akkorden, um dann plötzlich, wie nach verzweiflungsvollen, aus der Nacht des Wahnsinns hervorgellenden Hülferufen wieder in weiche, sehnsuchtsvolle Harmonien überzugehen.

Es war, als ob eine geheime, dämonische Macht in dem niedrigen, von Schnaps- und Tabaksdunst erfüllten Lokale herrschte, eine Macht, der sich selbst die Gemüther der rauhen, zum Theil sogar angetrunkenen Männer beugten.

Keiner von ihnen rührte sich und ich glaube, sie hätten denjenigen zu Boden geschlagen, der sich unterfangen hätte, sie durch irgend ein profanes Geräusch in ihrer stummen Andacht zu stören.

Mir wurde das Herz schwer, meine Augen hafteten wie gebannt auf dem seltsamen Menschen und unwillkürlich mußte ich an die Worte Ophelia's denken:

„O welch ein edler Geist ward hier zerstört."

Riewald selbst schien Alles um sich her vergessen zu haben. Die Gluth seines Gesichtes wurde immer intensiver, ein wildes, unheimliches Feuer loderte in seinen Augen.

Welche Gefühle mochten in dieser Stunde die Brust des unglücklichen Mannes durchwühlen? Dachte er an die Jugend, an das Elternhaus, an das Mädchen, welches er geliebt hatte? — Es war, als ob alle menschlichen Leidenschaften in seinem Herzen entfesselt wären und im wilden, wahnsinnigen Ringen mit den Tönen einen Ausweg suchten.

Als er geendet hatte, lag es einen Augenblick wie ein schwüler unheimlicher Bann auf aller Herzen. Kein Laut regte sich, kaum einen Athemzug vernahm man. Dann aber brach ein ungestümer, elementarer Beifallssturm los.

Riewald saß einen Augenblick regungslos, wie im Starrkrampf auf seinem Stuhle, plötzlich aber schnellte er wie von Furien gepeitscht empor.

„Raus, raus, Luft! . . ." schrie er heiser und stürmte dem Ausgange zu. Mit einer Kraft, der gegenüber ein weniger handfester Mensch sich schwerlich auf den Füßen gehalten haben würde, stieß er den Rollkutscher bei Seite und eilte hinaus.

Einige der Gäste wollten ihn zurückhalten, aber der Wirth verhinderte sie daran.

„Laßt ihn," sagte er, „wenn er sich ausgetobt hat, kommt er von selbst wieder."

Als Riewald verschwunden war, zogen sich auch die übrigen Gäste bald zurück und ich bekam Gelegenheit, mich nach seinem Schicksal zu erkundigen:

Der Wirth, als eifriger Musikenthusiast hatte ihn vor einem halben Jahre theils aus Mitleid, theils aus kluger Berechnung bei sich aufgenommen. Riewald hatte ihm Musikunterricht gegeben, und außerdem für arme Leute schriftliche Arbeiten, Eingaben, Gesuche und dergleichen angefertigt. Abends unterhielt er dann die Gäste durch sein Spiel und zog auf diese Weise dem spekulativen Wirth eine ganze Menge Kunden heran. Das in der Gaststube befindliche Billard war seine Schlafstätte. Den Spitznamen „Der Philosoph" hatte man ihm wegen seiner gebildeten Ausdrucksweise, sowie auf Grund seines Titels, mit dem er in angetrunkenem Zustande bisweilen zu prahlen pflegte, beigelegt.

Der Wirth schien auch mit seiner sonstigen Vergangenheit ziemlich vertraut zu sein, aber ich hatte genug gehört. Die Erlebnisse des Abends hatten mich derartig aufgeregt, daß ich keine Lust mehr hatte mich noch länger aufzuhalten. Tief in Gedanken versunken ging ich nach Hause.

Einige Tage später, als ich gewohnheitsmäßig den amtlichen Polizeibericht las, fiel mir folgende Stelle auf:

Als am 7. d. Mts. Abends der Buchdruckereibesitzer G . . . mit seiner Tochter von dem Residenztheater nach Hause fahren wollte, drängte sich ein bisher nicht re-

cognoscirter, augenscheinlich dem Trunk ergebener Mensch an den Wagen heran und insultirte die Insassen desselben. Um einem Skandal vorzubeugen, hieb der Kutscher auf die Pferde und wollte davon fahren. Bei dieser Gelegenheit gerieth der Angetrunkene unter die Räder des Wagens und wurde überfahren, infolge dessen er, ehe noch ärztliche Hülfe herbeigerufen werden konnte, verstarb. Die Leiche wurde nach dem Obduktionshause geschafft."

Von einer dunklen Ahnung getrieben begab ich mich nach dem Budikerkeller in der Raupachstraße.

„Was macht denn der Philosoph?" fragte ich den Wirth, den ich allein traf.

„Was er augenblicklich macht, kann ich nicht sagen," versetzte dieser, „seit Mittwoch Abend ist er noch nicht wieder hier gewesen."

„Nun, haben Sie sich denn noch nicht um seinen Verbleib gekümmert?" fragte ich besorgt weiter.

„I wo sollte ick denn," war die Antwort, „der macht öfter solche Touren und nachher kommt er immer von selbst wieder."

„Kennen Sie den Buchdruckereibesitzer G . . .?" fragte ich gradezu.

„Freilich, das ist ja der Schuft, der ihn so betrogen hat."

Ohne ein Wort zu erwidern, holte ich den Polizeibericht aus der Tasche und reichte ihm denselben hin.

„Allmächtiger Gott, das ist Riewald," rief er erregt, als er den Bericht gelesen hatte. „Aber wie bekommt

man das mit Gewißheit zu erfahren?“ setzte er nach einer Pause hinzu.

Auf seinem breiten, guten Gesicht spiegelte sich die lebhafteste Theilnahme an dem Schicksal des Unglücklichen. Ich empfand mit einem Male etwas wie Freundschaft für ihn.

„Wollen Sie mit mir nach der Leichenhalle kommen?“ fragte ich ernst.

„Auf der Stelle,“ war die Antwort und in fieberhafter Hast kleidete er sich an.

Wenige Minuten später saßen wir in einer Droschke und fuhren nach dem Obduktionshause.

„Es ist nur eine männliche Leiche hier,“ sagte der Wärter, während er uns in den Leichensaal führte.

Einen Augenblick später nahm er das Tuch hinweg, welches den Kopf derselben verhüllte.

Entsetzt prallten wir zurück.

„Decken Sie zu, er ist's!“ sagte ich mit abgewandtem Gesicht. —

Meine Hand zitterte, als ich die Anzeige schrieb, mittelst deren der „Philosoph“ rekognoszirt wurde. Ich werde es keinem Menschen erzählen, wie ich ihn zuletzt gesehen habe.

Ein Obdachloser.

Der Winter ist eingezogen und mit ihm Schnee und Eis und bittere Kälte. Wohl dem, der jetzt einen warmen Ueberzieher und Stiefel mit soliden Doppelsohlen sein eigen nennt. Wohl auch vor allen Dingen dem, der das angenehme Bewußtsein hat, Abends nach des Tages Mühen ein schützendes Dach und ein warmes Bett zu finden! Hast du wohl schon einmal darüber nachgedacht lieber Leser, wie dir zu Muthe sein würde, wenn du das alles entbehren müßtest? . . . Nein! nicht wahr? . . . Und doch giebt es Menschen in solcher Lage.

Wir sind in Berlin. Ein kalter, feuchter Winterabend hat sich auf die Hauptstadt herabgesenkt. Die Straßenlaternen brennen trübe; obgleich es nicht geregnet hat, sind die Bürgersteige naß und schlüpfrig.

Hinter dem Thorwege einer Miethskaserne steht ein junger Mensch von zwanzig Jahren. Die Beine übereinander geschlagen, die Hände in die Taschen gesteckt, lehnt er zusammengekauert in der dunklen Ecke. Die Leute, welche nach Hause kommen und ihn bemerken, eilen mit einem scheuen Seitenblick an ihm vorüber, die Treppen hinauf ihrer warmen Stube zu. „Ein Pennbruder!“ denken sie; „wer weiß, was das für ein Mensch

ist.“ — Ja, wer weiß es! . . . O, wenn die Menschen alles wüßten!

Heinrich Schröder ist ordentlicher Leute Kind, aber die Eltern starben schon, als er noch bei einem Tischler in der Lehre war. Er war ein fleißiger Arbeiter und sein Meister hatte im allgemeinen nicht über ihn zu klagen. Nur ein wenig vorlaut und naseweis konnte Heinrich mitunter sein: indessen — der strenge Meister verstand es, sich Respekt zu verschaffen, und so ging es, bis er achtzehn Jahre alt wurde und ausgelernt hatte. Als Geselle kam er nach Berlin in eine Werkstatt, in der nicht so strenge Zucht herrschte. Hier wuchs sein Selbstbewußtsein und mit demselben sein Widerspruchsgeist. Eine Zeitlang ertrug der neue Meister das, dann aber wurde Heinrich entlassen. Während er neue Arbeit suchte, gingen seine Ersparnisse darauf. Auf der neuen Arbeitsstelle trieb er es aber nicht viel besser, und als er nach einiger Zeit wiederum entlassen wurde, mußte er ein Stück nach dem andern von seiner Habe versetzen. Schließlich konnte er auch die Miethe für seine Schlafstelle nicht mehr bezahlen, und als seine Wirthin sah, daß seine Verhältnisse sich nicht besserten, vermiethete sie die Stube, welche er bisher innegehabt hatte, anderweitig. So sah er sich denn obdachlos und ohne Subsistenzmittel auf der Straße, der Noth und dem Elend preisgegeben.

An dem Abend, wo wir ihn im Thorwege trafen, hatte Heinrich bereits eine an Entbehrungen und Abenteuern reiche Zeit hinter sich. Er hatte verschiedene

Nächte wegen Obdachlosigkeit auf dem Polizeigewahrsam zugebracht und auch schon mehrfache Haftstrafen wegen Bettelns abgebüßt. Doch das war im Sommer gewesen und der Sommer ist die goldene Zeit für die Obdachlosen. Allein nun war der Winter da, was sollte jetzt aus ihm werden? Vor vierzehn Tagen hatte er in Perleberg seine letzte Haftstrafe angetreten und gestern bei seiner Entlassung hatte sich die bisher immer noch erträgliche Temperatur in nebeligfeuchte Winterkälte verwandelt. In der vergangenen Nacht war es ihm geglückt, in dem Asyl für Obdachlose ein Unterkommen zu finden, aber heute war er zu spät gekommen, der Hunger hatte ihn zu lange aufgehalten, er hatte die Zeit verbettelt . . . Hunger thut weh.

Was sollte jetzt aus ihm werden? Schaudernd legte er sich die Frage vor und preßte die Arme an den Leib. Aber die Kälte wich nicht, nur ein leises Knistern ließ sich bei der unwillkürlichen Bewegung vernehmen. Ein bitterer Schmerz zog bei diesem Geräusch durch seine Seele: es wurde durch die längst verfallenen Pfandscheine verursacht, welche er immer noch in der Tasche trug.

Inzwischen war es zehn Uhr geworden und die Vicewirthin des Hauses kam, um das Gas auszudrehen. Ihr scharfes Auge hatte den Fremden bald entdeckt: „Schon wieder ein Strolch", dachte sie und verwies ihm mit kurzen, harten Worten den Aufenthalt auf dem Flur. Wortlos kam er der Aufforderung nach und trat auf die Straße, auf die soeben ein feiner Regen herabzurieseln begann. Eine Weile blieb er unschlüssig stehen

und das volle Licht einer nahen Straßenlaterne fiel auf sein von dem langen Aufenthalt in freier Luft gebräuntes, fast lederartiges Gesicht, dem man die ausgestandenen Leiden und Entbehrungen kaum ansah. Nur die Augen waren unnatürlich groß und zuweilen rief das hineinfallende Licht der Laterne ein unheimliches Flackern, wie von herannahendem Fieber in ihnen hervor. Den Keim dazu hatte er sich bereits vor seiner Haft in den kalten Nächten, die er im Freien zubrachte, geholt. Und wie hätte auch ein Mensch in so elendem Zustande den Unbilden der Witterung Trotz bieten können? Unter seinen Stiefeln fehlten die Sohlen, seit langer Zeit schon lief er nur noch auf den Brandsohlen und statt der Strümpfe trug er ein Paar durchlöcherte baumwollene Fußlappen, die er während seines Aufenthaltes in Perleberg wenigstens einmal hatte auswaschen können. Die dünnen Sommerhosen hingen schlaff auf die Füße herab, der leiseste Windstoß schüttelte sie hin und her und ließ die Umrisse der nackten Waden scharf hervortreten. Der Rock war mit einem Stück Bindfaden über der Brust zusammengebunden und an dem am Halse sichtbaren Hemde fehlten ebenfalls die Knöpfe, so daß die Kälte ungehinderten Zutritt hatte. Das einzige Glied seines Körpers, das sich eines genügenden Schutzes erfreute, war der Kopf. Dichtes blondes Haar und eine warme, blaue Tuchmütze bedeckten denselben.

Während Heinrich noch so dastand, zitternd und schauernd im Fieberfrost, kam der Wächter, um das Haus zu schließen. Seine hohen Schaftstiefel mit dreifachen

Sohlen und der mit warmer Wolle gefütterte Wintermantel erinnerten Heinrich auf das Schmerzlichste an seine Blöße und mit doppelter Gewalt kam die Kälte über ihn. Den Kopf gesenkt, um wenigstens die Brust etwas zu schützen, schlich er von dannen. Die Beine waren ihm steif geworden; er vermochte nicht, schnell zu gehen. Nach und nach jedoch beschleunigten sich seine Schritte; die beiden Gespenster, welche ihn trieben, Frost und Hunger peitschten ihn erbarmungslos vorwärts. Als er etwa eine Stunde lang umhergeirrt sein mochte, konnte er nicht weiter; die Müdigkeit überwältigte ihn; fast im Gehen fielen ihm die Augen zu. Vor einem Hause, in dem sich ein Restaurant befand, blieb er stehen. Auf dem hellerleuchteten Hausflur sah er rechts einige Stufen, welche nach dem Lokal führten, und links die mit dicken Kokosläufern belegte Treppe. Er erinnerte sich des Hauses; ganz oben im vierten Stock hatte er schon einmal auf der Treppe übernachtet, ohne daß ihn jemand entdeckt hatte. Vielleicht ließ man ihn auch diese Nacht in Ruhe, und wenn nicht, nun so konnte es ihm ja schlimmstenfalls nur ein paar Ohrfeigen eintragen. Er mußte schlafen, im Schlafe fror ihn wenigstens nicht. Ohne sich umzusehen stieg er die Treppen hinan. Aus dem Restaurant tönte ihm Gläserklang und fröhliches Lachen nach, während der würzige Geruch frischen Bratens seinen Hunger dergestalt reizte, daß sich unwillkürlich ein dumpfes Stöhnen seiner Brust entrang und wider seinen Willen heiße Thränen seinen Augen entströmten. Doch was half das alles! Den fröhlichen Menschen dort unten

wäre es freilich leicht gewesen, sein Elend wenigstens für diese Nacht aus der Welt zu schaffen und sie hätten es vielleicht auch gern gethan; aber was wußten sie von seinem Elend? Konnte er sie um Hilfe anrufen? Sobald er nur die Thür geöffnet hätte, würde ihn der Wirth oder ein Kellner schleunigst und mit möglichst wenig Aufsehen wieder hinausgestoßen haben. Das Elend stört die Freude; es macht einen unangenehmen Eindruck, es könnte sogar dem einen oder dem andern der Gäste den Appetit verderben. Ein kluger Wirth wird niemals Bettler in seinem Lokale dulden. — Traurig schlich Heinrich hinauf. Im vierten Stock, auf der dritten Stufe von oben, ließ er sich nieder. Hier war es wenigstens trocken und auch einigermaßen warm. Ohne sich weiter zu besinnen, zog er seinen Rock aus, um sich mit demselben zuzudecken — er wärmt dann besser — und legte sich zurecht, indem er den Kopf auf die oberste Stufe stützte. Er dachte nicht mehr daran, daß ihm hier oben etwas Unangenehmes geschehen könne; er wollte nur schlafen, vor allen Dingen schlafen, was nachher geschah, war ihm gleichgültig.

Für eine Stunde etwa behauptete die Müdigkeit wirklich die Herrschaft über Frost und Hunger, ein unruhiger Schlaf senkte sich auf seine Augenlider. Dann vernahm er im halbwachen Zustande, wie jemand die Treppe heraufkam. „Er wird wohl zwei oder drei Treppen hoch wohnen,“ dachte Heinrich und versuchte weiter zu schlafen. Halb im Traum hörte er das Klappern einer Streichholzschachtel, dann stand plötzlich ein Schutzmann

vor ihm und leuchtete ihm mit brennendem Streichholz in das Gesicht. Der Beamte war ein diensteifriger Mann. Er wußte, daß die Obdachlosen mit Vorliebe dieses Haus zum Uebernachten wählten und pflegte dasselbe auf seinen Patrouillengängen öfter zu revidiren.

„Was wollen Sie hier?" fragte er barsch.

Heinrich vermochte nicht zu antworten; er wollte sich erheben, um das weitere abzuwarten, aber die eingeschlafenen Beine versagten ihm den Dienst. Lautlos brach er wieder zusammen.

„Na, kommen Sie nur zu sich," sagte der Schutzmann zugreifend, um ihn zu unterstützen; „warum sind Sie nicht nach dem Asyl gegangen?"

„Ich bin zu spät gekommen," antwortete Heinrich mechanisch.

„So, und dann denken Sie hier oben pennen zu können und jagen den Leuten, die nach Hause kommen, Angst ein. Vorwärts, machen Sie, daß Sie fortkommen, hier haben Sie nichts zu suchen." Er zündete ein zweites Streichholz an und warf einen flüchtigen Blick auf die Thüren, um zu sehen, ob alles in Ordnung sei.

Heinrich war inzwischen aufgestanden und wankte, sich am Geländer festhaltend, langsam die Treppe hinunter; der Schutzmann ging mit brennendem Streichholz neben ihm, um im Nothfalle sofort zugreifen zu können. Als sie unten auf dem immer noch erleuchteten Flur angekommen waren, hieß er ihn stehen bleiben, um ihn genauer zu betrachten.

„Haben Sie eine Legitimation bei sich?" fragte er.

Heinrich überreichte seinen Lehrbrief und die Pfandscheine. Während er zitternd vor dem Beamten stand prüfte dieser die Papiere. Die Pfandscheine belehrten den kundigen Hüter des Gesetzes, daß er es mit keinem notorischen Verbrecher, sondern nur mit einem erst seit Kurzem dem Elend Unterlegenen zu thun hatte. Der bis dahin ernste und unbewegliche Ausdruck seines Gesichtes wurde um einige Linien milder, es schien sogar etwas wie Mitleid in seinem Auge aufzuleuchten. Er überlegte einen Augenblick, ob er den Mann nicht mit nach der Wache nehmen sollte, aber man hätte ihn ja dort doch sofort wieder entlassen. Wohin sollte es auch führen, wenn die Tagediebe erst wüßten, daß bei schlechtem Wetter auf der Wache ein Asyl für sie vorhanden sei? — Er sah es ein, es ging nicht. Und doch wurde es ihm schwer, den Elenden in die Nacht hinauszustoßen. Seine Hand spielte schon eine Zeitlang mit einem Zehnpfennigstück, das er für den nächsten Morgen zu einer Tasse Kaffee bei seinem zweiten Patrouillengange bestimmt hatte. Sollte er es ihm geben, er hielt es wohl auch einmal ohne Kaffee aus und um acht Uhr kam er ja nach Hause, wo seine Frau und Kinder ihn in der warmen Stube zum Frühstück erwarteten.

Während er noch zögerte, hatte Heinrich sich langsam nach dem Ausgange gewandt. An der Thür schlug ihm der eisige Wind den Regen ins Gesicht, mit einem heftigen Schütteln fuhr er unwillkürlich zurück.

„Armer Kerl," dachte der Schutzmann und holte die Hand mit dem Geldstück hervor. „Hier haben Sie

einen Groschen damit Sie sich wenigstens eine Tasse Kaffee und eine Schrippe kaufen können, eine Kaffeeklappe werden Sie schon irgendwo auffinden."

Mechanisch nahm Heinrich das Geld. Er dankte nicht einmal dafür; er war zu elend dazu. Aber der Beamte erwartete auch keinen Dank.

Von neuem schlich Heinrich in die Nacht hinaus. Fast unwillkürlich lenkte er seine Schritte nach der Charlottenstraße. Dort kannte er eine Kaffeeklappe, welche die ganze Nacht über geöffnet war. Mechanisch stieg er die schmalen Kellerstufen hinab. Das Lokal war verhältnißmäßig leer. In dem vorderen Raume, wo sich das Büffet befand, bemerkte man nur den Wirth, der sich mit dem Spülen von Tassen die Zeit vertrieb. In dem Nebenraume, der so niedrig war, daß ein Erwachsener nur nothdürftig aufrecht darin zu stehen vermochte, saßen vier Droschkenkutscher und spielten Sechsundsechzig mit Karten, auf denen kaum noch eine Farbe zu erkennen war. In der Ecke, nahe dem Eingange, stand ein kleiner, eiserner Kanonenofen, dessen rothe Gluth das Zimmer mit einer dumpfen, trockenen Hitze erfüllte. Eine einzige, schirmlose Gasflamme schien wie ein einsamer Stern in der mit dichtem Tabacksqualm geschwängerten Atmosphäre zu schweben, während durch das mit einem Gitter versehene Kellerfenster der blasse Schein einer Straßenlaterne hereindrang. Heinrich nahm unmittelbar neben dem glühenden Ofen Platz und bestellte eine Tasse Kaffee nebst zwei Schrippen. Die Hitze schien seine Lebensgeister für einen Augenblick neu zu beleben; begierig

schlürfte er das heiße Getränk und aß das trockene Weißbrod dazu. Für einen Augenblick durchströmte eine wohlthuende Wärme seinen Körper, und etwas wie neuer Lebensmuth schien seine Sinne zu beleben. Bald jedoch machte die ungeheure physische Ermüdung ihre Rechte geltend. Mit krampfhafter Anstrengung versuchte der Arme noch eine Weile gegen den ihn mit unwiderstehlicher Macht überwältigenden Schlaf anzukämpfen, aber vergebens. Immer häufiger sank sein Kopf auf die Brust herab und nach wenigen Minuten stützte er mechanisch die Arme auf den Tisch, um in einen fast todtenähnlichen Schlummer zu versinken.

So lange nur die wenigen Gäste anwesend waren, drückte der gutmüthige Wirth ein Auge zu. Nach und nach aber wurde es lebendiger in dem Lokal. Straßenfeger in ihren leinenen Röcken und schweren Stiefeln kamen polternd herabgestiegen, um eine „Tasse Warmen“ zu trinken; einige Wächter von benachbarten Privatgrundstücken stellten sich ein; auch einzelne Nachtschwärmer, die vor dem Schlafengehen ihre Nerven erst ein wenig beruhigen wollten, kamen lärmend hereingestürmt. Nun mußte auch der Wirth den Geschäftsrücksichten Rechnung tragen. Mit kräftiger Faust faßte er Heinrich am Kragen und hob ihn empor: „Heda, Sie!“ rief er, „hier is keene Penne; wenn Sie schlafen wollen, denn gehen Sie nach's Asyl, hier haben Sie nu lange genug geschnarcht.“ . . . Der Wirth sowohl wie seine Gäste waren an kräftige Mittel gewöhnt und auch Heinrich fand nichts Besonderes in der Art, wie er geweckt wurde. Dumpfen

Sinnes und noch halb im Schlafe stieg er die Stufen hinan. Draußen aber in der kalten Luft wurde er nur zu schnell wieder munter. Der plötzliche Temperaturwechsel that seine Wirkung. Heinrichs Körper bebte im Fieberfrost, seine Zähne klappten auf einander, ihm war, als ob glühende Nadeln ihm von allen Seiten in das Fleisch drängen. Er begann zu laufen; er wußte aus Erfahrung daß dies das einzige Mittel war, um wenigstens einigermaßen warm zu werden. Aber wie lange sollte er das aushalten. Er trabte die Linden hinab, nach dem Brandenburger Thor. Die Straße war um diese Zeit fast menschenleer. Ab und zu begegnete er einem Wächter oder Schutzmann. Die Hüter der Nacht blieben wohl einen Augenblick stehen, wenn er an ihnen vorbeieilte, um ihm nachzusehen, aber nach kurzer Pause setzten sie ruhig ihren Gang fort. Ein Obdachloser! Wie viele begegneten ihnen nicht jede Nacht! Unbehelligt eilte Heinrich weiter. In vornehmer Ruhe blickten die Paläste des Pariser Platzes auf ihn herab. Dort ruhten die Großen dieser Erde, hinter glänzenden Spiegelscheiben! Sie hätten ihm helfen können, sie hätten ihm auch helfen wollen, aber was wußten sie von ihm und seiner Noth? Weiter, weiter! rief es in seinem Innern. Der scharfe Wind am Thore trieb ihn zurück. Er kehrte um und lief die andere Seite der Linden hinauf. Als er an den blinkenden Schaufenstern vorbeikam, hinter denen so viele Kostbarkeiten aufgestapelt lagen, blitzte ein Gedanke in seiner Seele auf: Wie, wenn er eine derselben zertrümmerte? dann fand er sofort Obdach! Dann brauchte

er nicht mehr zu hungern noch zu frieren; er hatte jeden Abend sein warmes Bett, alle Noth hatte ein Ende. Er ging langsamer. Wie mancher hatte nicht schon auf diese Weise sich geholfen? Was lag denn an einer solchen Scheibe? Den Besitzer des Ladens traf ja kein Schaden, den bezahlte die Versicherungsgesellschaft . . . Ein Kampf entspann sich in seiner Brust; aber er war nur von kurzer Dauer. Wenn er die Scheibe zertrümmerte, kam er ins Gefängniß und das wollte er nicht. Schon die Haftstrafen wegen Bettelns lasteten schwer auf seiner Seele, aber sie erschienen ihm wenigstens nicht entehrend, ihretwegen, das wußte er, kam er nicht ins schwarze Buch der Polizei; aber Gefängnis, nein! so weit wollte er es nicht kommen lassen . . . Er eilte weiter. An der Charlottenstraße bog er rechts ab; in den engeren Straßen wehte der Wind nicht so heftig und trieb ihm auch den Regen nicht so unbarmherzig ins Gesicht. Straßen auf und Straßen ab ging es weiter, aber immer langsamer wurde sein Gang. Immer verschwommener, immer undeutlicher wurden die Gegenstände vor seinen Augen. Ach, wenn es doch erst Morgen werden wollte! Am Moritzplatz sah er nach der Normaluhr. Barmherziger Gott, sie zeigte auf drei und ihm war, als ob er bereits eine Ewigkeit umhergewandert wäre. Wie gebrochen wankte er weiter; immer aus einer Straße in die andere. Mehreremale war er bereits nahe daran gewesen hinzustürzen, aber er hatte sich wieder aufgerafft. Ja, wenn die Kälte nicht gewesen wäre und das Fieber! Endlich aber verließen ihn

die Kräfte. An der Ecke der Seidel- und Alten Jakobsstraße stolperte er über eine etwas hervorragende Granitplatte und schlug der Länge nach mit dem Gesicht auf das Pflaster. Eine Blutlache bildete sich unter seinem Kopfe, aber er blieb ruhig liegen, eine wohlthätige Ohnmacht hatte seine Sinne umfangen; er fühlte nichts mehr ...

Nach einer Weile fand ihn der Wächter des betreffenden Reviers. „Na, der scheint gut geladen zu haben," brummte er, als er ihn von weitem liegen sah. Er faßte ihn an die Schulter und versuchte ihn aufzurichten nach kurzem Bemühen sah er jedoch, daß seine Kraft hier nicht ausreichte, er eilte daher zurück, und holte einen Schutzmann herbei, der seinen Namen kurz zuvor in sein Wachtbuch eingetragen hatte. Nach einigen erneuerten fruchtlosen Versuchen, den Unglücklichen zum Bewußtsein zurückzurufen, luden sie ihn in eine Droschke und fuhren mit ihm nach der Polizeiwache. Als sie ihm dort das Blut aus dem Gesicht gewaschen hatten, wurden sie gewahr, daß sie es mit einem Kranken zu thun hatten; Heinrich phantasirte; das Fieber war bei ihm zum Ausbruch gekommen. Nach kurzem Verweilen wurde er von neuem in eine Droschke gepackt und ein Schutzmann fuhr mit ihm nach der Charitee.

Als er hier nach Verlauf von vierzehn Tagen zum erstenmale wieder zur Besinnung kam lag das Vergangene wie ein wüster Traum hinter ihm, eine barmherzige Schwester saß an seinem Bette und sprach ihm freundlichen Trost zu. Wie wohl fühlte er sich bei ihren gütigen Worten; es schien ihm, als ob er ein ganz anderer

Mensch geworden wäre. Nach und nach jedoch kehrte ihm das Bewußtsein seiner hoffnungslosen Lage zurück und mit jedem Tage der fortschreitenden Besserung wuchs auch die Sorge um seine Zukunft. Der Schwester, welche ihn pflegte, blieb dieselbe natürlich nicht verborgen und auf ihre Veranlassung besuchte ihn der Geistliche der Anstalt. Der menschenfreundliche Diener des Wortes Gottes empfand die lebhafteste Theilnahme für den jungen Menschen und seiner thatkräftigen Unterstützung war es zu danken, daß derselbe als nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft wiedergegeben wurde. Er traf Sorge, daß Heinrich bei seiner Entlassung Aufnahme in einer benachbarten Arbeiterkolonie fand, aus der er nach Ablauf eines Vierteljahres, mit einem neuen Anzug versehen und einem Sparpfennig in der Tasche, von neuem den Weg durchs Leben begann, diesmal aber um eine Summe von Erfahrungen reicher, die ihn sein ganzes Leben hindurch vor Schaden hüten wird.

Und nun noch einige kurze Betrachtungen zu diesem alltäglichen Bilde aus dem Leben einer Großstadt. Was wäre wohl aus dem jungen Menschen geworden, wenn nicht seine Erkrankung das Einschreiten der öffentlichen Mildthätigkeit gebieterisch erheischt hätte? Wie viele Tausende stehen nicht oft wie er mitten im harten, erbarmungslosen Winter! Wohl haben die meisten von ihnen ihr Elend selbst verschuldet, aber wie leicht bricht es doch auch oft herein, und wie schwer ist es für den Unglücklichen, sich wieder daraus zu erheben! Die staatliche Hilfe allein ist hier machtlos, aber der Privat-

mildthätigkeit bietet sich ein weites Feld dar, auf dem sie großen, unendlichen Segen stiften kann; nur sehen muß sie das Elend. Mit wie geringen Mitteln ist einem Unglücklichen oft zu helfen nnd welchen Segen vermag der Christ hier zu stiften. Ein alter Rock, ein Paar abgelegte Stiefel sind oft hinreichend, um einen Heruntergekommenen in Stand zu setzen, wieder um Arbeit anzufragen, die man ihm sonst nie gewähren würde. Wie mancher von ihnen kämpft mit dem letzten Rest der Verzweiflung gegen die Versuchung, welche ihn in den Abgrund hinabzuziehen droht, und niemand ist da, ihm die rettende Hand zu reichen: Es ist nur zu leicht, das Elend auf sich herabzuziehen, aber Heldenmuth gehört dazu, es zu tragen, ohne der herantretenden Versuchung zu erliegen.

Druck von Oswald Schmidt in Reudnitz-Leipzig.

Schulze, Adolph

Aus dem Notizbuch eines Berliner Schutzmannes Bilder aus dem Leben der Reichshauptstadt. Von Adolph Schulze. (Inhalt: Vierundzwanzig Stunden auf der Polizeiwache. - Die Taubenlene-Thener erkauft. - Die Wrangeldore. - Ein Hausmittel. - Ein unnützer Mensch. - Missgriffe. - Der 'Philosoph.' -

Leipzig 1887